Annalen des Krieges.

Erster Band.

Berlin,
in der Himburgschen Buchhandlung.
1806.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mil. g. 3 (1

Annalen des Krieges.

Miszellen und Episoden.

Erster Band.

Berlin,
in der Himburgschen Buchhandlung.
1806.

Wb/58/168

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt

des

1sten Bandes der Kriegs-Annalen.

1. Einleitung zu den neuesten Kriegsbegebenheiten. . . . . . Seite 1—5

2. Ueber Engländer und Franzosen, wie diese beyde Nationen sich von einander unterscheiden, und wie sie nach diesen charakteristischen Unterscheidungen auf das übrige Europa eingewirkt haben und noch wirken. S. 6—31

3. Ueber den jetzigen Krieg Bonaparte's mit Oesterreich . . . . . S. 32—50

4. Ueber die Beschäftigung stehender Heere im Frieden. . . . . . . S. 51—69

5. Einige gewagte Ideen über Truppenverpflegung. . . . . . . S. 70—73

6. Einfaches, aber freylich etwas sonderbares Mittel, den Soldaten gegen das Feldleben zu stählen. . . . . . S. 74—76

7. Ueber die letzte Schlacht Nelsons mit den Franzosen, nebst Bemerkungen über den englischen und französischen Seekrieg überhaupt; begleitet von einem Mémoire, contenant le plan d'aprés le quel agit l'Escadre de Toulon. . . . . . S. 77—93

8. Montazet und Theresia über Friedrich, im Jahr 1758. . . . . . S. 94 — 97

9. Friedrich im Feldzuge 1760. Auszug aus einem Briefe des Grafen Montazet an den Herzog von Choiseul. . . S. 98 — 107

10. Oesterreichischer Kriegsrath und Schlacht von Torgau. Aus Montazets Memoiren. . . . . . S. 108 — 119

11. De la bataille de Leuthen. S. 120 — 136

12. Mein letztes Wort über die Schlacht von Kollin. . . . . S. 137 — 146

13. Beytrag zur Charakteristik der französischen, österreichischen und russischen Heere. S. 147 — 168

14. Ueber das neuerlich erschienene Werk: Lebensgeschichte des General-Lieutenants Grafen von Schmettau. . . S. 169 — 213

15. Ueber Bewegbarkeit, nebst einem Memoire über eine Erfindung portativer Zelter. S. 214 — 244

16. Miscellen. . . . . S. 245 — 256

Annalen des Krieges.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Annalen des Krieges.

Europa ist seit dem Verfall des römischen Reichs ein Schauplatz widersprechender sowohl als zerstörender Begebenheiten gewesen. Diese anarchische Erschütterungen waren die Folgen der zerstörten Oberherrschaft eines Volks, nicht hinlänglich intelligent, um eine Herrschaft zu behalten, welche die Stärke des Charakters ihm gegeben hatte. — Folge der unglücklichen Verleugnung eines allleitenden Princips, welches nach den höhern Regeln des Guten und des Wahren, das gemeinsame Wohl dem eigensüchtigen vorzuziehen, uns allein nur die Kraft leihet. — Herrscher und Beherrschte, gleich einem schwankenden Rohre, das Spiel des Hasses, des Neides, der Rache; Stürme, auf

denen eine verrätherische Stille wenige Augenblicke folgt. — Thörichte Ruhmsucht, deren Befriedigung gleich einer glänzenden Wolke am abendlichen Horizont vor dem müden Wandrer fliehet; Begierde aus Eigenliebe zu herrschen, welche den Mord, Begierde die Güter der andern zu besitzen, welche den Raub erzeugt. — Eitelkeit, den Glanz des Reichthums dem Glanze der Tugend vorzuziehen. — Prunk statt Größe, deren falsches Symbol er ist — Eitelkeit, die Herrschaft zur Schau zu tragen, statt Klugheit, sie zu verbergen. — Die Zulassung der Untertretenen, verächtlicher wie das Laster der Untertreter, weil es ein größeres Verbrechen ist, den Frevel willfährig zu dulden, als ihn zu verüben.

Diejenigen, welche durch Kraft des Geistes die Macht erringen, täuschen die Hoffnung, entweder weil das Uebel da, wo das Verbrechen für Klugheit gilt, zu groß ist, um besiegt zu werden, oder weil es hinreicht, zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, um derselben unwürdig zu seyn. — Andere, die nichts versprachen, sind zu ent-

schuldigen, wenn sie nichts leisten, weil man nichts von ihnen erwartet. Politische Divinationen bey einer solchen Ordnung der Dinge sind nothwendig der Triumph der Bosheit und Dummheit, weil kein rechtlicher Mann, dem die Erziehung des menschlichen Geschlechts am Herzen liegt, die Aberrationen der Insanität zu berechnen vermag.

Wir sind es müde, ferner Antheil an Begebenheiten zu nehmen, welche das Herz verwunden, statt Befriedigung seiner gerechten Wünsche zu gewähren. Bey uns soll das Gemüth gänzlich erlöschen und das Urtheil nur lebendig bleiben, damit wir gegen den Geschickten wenigstens gerecht seyn mögen, wenn der Gerechte nirgends zu finden ist. Wir wollen bis zur pflegmatischen Apathie unpartheyisch seyn; und ist unser Urtheil falsch, so wird es doch nicht durch Neigung für diesen oder jenen getrübt werden. — Wir wollen uns hier nicht mit dem Guten — wo nichts Gutes ist — sondern nur mit dem Wahren beschäftigen.

Zwey Völker sonderlich arbeiteten sich aus der Barbarey des Mittelalters, welches man vergessen muß, wenn man seine Vernunft unversehrt erhalten will, bis zur Priorität unter den Europäern hervor. Es ist ihnen so sehr gelungen, daß sie über Krieg und Frieden gebieten. Dieser Umstand beweiset, daß die Intelligenz die einzige Quelle der Macht ist; denn was auch immer mit Individuen der Fall seyn möchte, so muß man doch gestehen, daß unter Engländern und Franzosen, als Völker betrachtet, über die Angelegenheiten des Lebens und den Mechanismus der Gesellschaft mehr Licht wie bey andern europäischen Völkern obwaltet. Hierbey ist merkwürdig, daß die Kultur, welche sonst vom Orient nach Westen fortschritt, eine entgegengesetzte Richtung annimmt, gerade als wenn alles in unsern neuesten Zeiten, verglichen mit dem Alterthume, im Gegensatz stehen müßte.

Wenn Engländer und Franzosen etwas auszumachen haben, so werden die andern, denen der Streit fremd ist, sogleich mit hineingezogen. Wollen diese aber gleichsam auf

ihre eigene Hand kriegen und disputiren; so wird ihnen von jenen sogleich, wenn sie bey dem Hader nicht ihre Rechnung finden, Ruhe geboten und Stillschweigen auferlegt. Es ist ausgemacht, daß seit 150 Jahren England und Frankreich die Ursache fast aller Kriege in Europa gewesen sind.

Bey den Engländern hat die religiöse Freyheit oder das vollkommene Recht der Protestanten, in Religionssachen ihre Vernunft zu gebrauchen, eben diese Vernunft mehr wie bey andern Völkern entwickelt. Die Preßfreyheit vollendete, was die religiöse begann, und die bürgerliche war die Sanction der beyden. Die Franzosen aber, bey denen das höchste Stockwerk des menschlichen Geistes, wo die religiösen Dinge der Hausrath sind — Fensterläden und Thüren — verschlossen war, konnten nur die untern Geschosse mit scientifischen und ästhetischen Dingen ausmöbliren — mit Sachen des Geschmacks und des bloßen Wissens — worin es ihnen in beyden gelungen ist.

Hieraus denn eine gewisse Weiblichkeit — nicht Weichlichkeit, noch weniger

Weichheit — des Charakters, welche mehr oder weniger allen römisch-katholischen Völkerschaften zukommt. Dies ist so wahr, daß ein protestantischer Franzose nicht allein weit mehr Mann seinem Geiste nach, sondern auch ein ganz anderer Mann ist, und von Jemandem, der beobachten kann, gleich erkannt wird. Denn es ist hauptsächlich die Weisheit des Urtheils, welches die Mannheit charakterisirt, da hingegen die Abhängigkeit dieses Urtheils von sinnlichen Eindrücken und ästhetischen Gefühlen ein Kennzeichen sowohl der Weiblichkeit als des Katholicismus abgiebt. Man kann sicher annehmen, daß, enthielte Frankreich ein halbes Dutzend Millionen Protestanten mehr, die ideale Legislation der konstituirenden Nationalversammlung in eine reale verwandelt worden und geblieben wäre, und daß man die Konstitution nach haltbaren Regeln der Politik angeordnet hätte.

Dieser Weiblichkeit französischer Gemüther sind verschiedene Erscheinungen zuzuschreiben: ihre Versatilität, Entschlüsse zu fassen und wiederum aufzugeben; ihre Fer-

tigkeit, Worte, deren Sinn sie nicht untersuchen, als Feldgeschrey politischer Bewegungen und Partheyen sich aufbürden zu lassen; überhaupt ihre Leichtgläubigkeit, sich etwas weiß machen zu lassen; das Strohfeuer ihres Enthusiasmus; viele ihrer liebenswürdigen Eigenschaften, als: Höflichkeit, Symbol der Tugend, eine gewisse äußere Eleganz, Geschmack in der Lebensweise, in der Kochkunst, in der dramatischen Dichtung, endlich ihre Geschicklichkeit im modernen Kriege.

Geschicklichkeit im modernen Kriege. — Denn kaum hatten sie bemerkt, daß die Pike für Amazonen kein passendes Werkzeug sey; daß es kräftiger von den Fäusten ihrer weit vierschrötigern Nachbarn gehandhabt werde, so fielen sie zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, wo der Gallicismus schon aufs höchste entwickelt war, auf eine Erfindung, welche offenbar ein Frauenzimmer-Ingenium andeutet: denn das Bayonnet hat wirklich mit einer großen Nadel die treffendste Aehnlichkeit.

Bayonnet, nach der Stadt Bayonne, glaube ich, gleich einer Menge Koch- und

Krieger-Ausdrücke ohne Begriff, welche diese Nation in Umlauf brachte, also benannt — vielleicht, nach der galanten Imagination dieses Volks, weil in Bayonne so hübsche Frauenzimmer sind. — Hierzu noch Stecknadeln, Kammaschen, Bleyweis, Kreide, enge Hosen, Puder, Frisur, ein dreyeckigter Hut fièrement aufgestützt, Ohrringe, Manschetten, vielleicht Schminke, eine Stellung in drey Gliedern, in gezierter Haltung, als wenn man einer petite maitresse einen Blumenstrauß überreicht; ein ermüdender Tanzmeister-Schritt, sogar zwecklos in der Opera comique, ein feu par file, feu par rang, par peloton, das heißt ein solches, welches knallt aber nicht trifft.

Wären diese Thorheiten in Europa verlacht statt nachgeahmt worden, so würden die Franzosen sie selbst begrölt, (chansonné) mit Calembours erstickt und vergessen haben. Sie besitzen eine wundervolle Fertigkeit, ihre Fehler zu gestehen, ohne sie zu bereuen, sie zu vergessen und neue zu begehen. — Hätte man nach Berenhorstschen Begriffen Pike, Kugel-Büchse und kurzen

römischen Degen, zum Stoßen wie zum Hauen, sie von einander trennend mit einander verheyrathet, so daß Pikenierer, Schütze und Reuter immer beysammen gingen; wären die Schützen — die gewandten — durch Rindfleisch, Bier und Brandwein (man sehe B... Aphorismen) zum Heroismus entflammt, den windigen bayonnettirten Flintenierern unter die Flinten gelaufen, um sie abzufangen; so würde wiederum zum Vorschein gekommen seyn, was Tacitus oder Cäsar oder beyde uns erzählen — daß die Germanen, ehemals besiegt von den Galliern, die Gallier nachher überwanden und weit von ihren Grenzen verscheuchten.

Man war es an den Höfen aber schon gewohnt, die Franzosen als Muster der Nachahmung zu betrachten, weil die ästhetische Kultur mehr in die Augen sticht als die rationelle. Die Deutschen überdies, ein Repertorium europäischer Kenntnisse, waren damals — ob es sich seit 40 Jahren geändert habe, will ich nicht untersuchen — durch ihre Regierungen der Freyheit zu urtheilen beraubt, in Sachen des Urtheils

nicht geübt. Sie waren gewohnt, in ihrem Gedächtniß, welches sie sonderlich kultivirten — ob es noch so sey, will ich nicht untersuchen — Dinge auf Glauben anzunehmen, und man konnte sich damals einen Deutschen in abstracto unter dem Bilde eines Mannes vorstellen, welcher ein Buch unterm Arm hält, und wenn man ihn um etwas frägt, erwidert: ich werde dir sogleich antworten, indem er das Buch hervornimmt und aufschlägt. Die französische Taktik wurde also auf Glauben adoptirt.

Der deutsche Soldat, der sich nicht gern etwas weiß machen läßt, nicht gern glaubt, daß schwarz (Irrthum) weiß (Wahrheit) sey, mußte unbarmherzig geprügelt werden, ehe er sich in diese gallische Form und Handlungsweise fügen konnte. Er konnte durchaus nicht begreifen — und hat es noch nicht gelernt — wie so etwas im Kriege nützen könne. Wie Leopold von Dessau, welcher den deutschen Soldaten kannte und mit ihm umzugehen wußte, die Gasconade mit dem Bayonnischen Bayonnet erträglich finden konnte, ist uns nur

aus dem Respekt dieses Generals gegen Eugen und Marlborough herleitbar. Diese Feldherrn mögen wohl große Strategen in den konventionellen Kriegen auf dem beengten Schachbrett der Niederlande und der Lombardey gewesen seyn — wir wollen es glauben — allein große Taktiker waren sie gewiß nicht; denn sonst hätten sie ja wohl eine Taktik nicht nachgeahmt, vermöge welcher die Erfinder und Lehrmeister derselben, denen sie doch vor allen andern der Regel nach hätte heilbringend seyn sollen, stets geschlagen wurden.

Der Fürst von Dessau wollte der Masse mehr Haltbarkeit geben, zugleich aber verstärkte er das Feuer, welches die Masse zerstört. — Friedrich übertrug aus der Taktik der Alten Ideen in die gallische mit Glück, wegen ihrer Neuheit. — Folard, ein Universal-Krieger, beschäftigte sich mehr mit dem Zweckmäßigen im Kriege überhaupt, während er glaubte, bloß für seine Nation zu schreiben. — Dem Geiste dieser Nation gemäß hat keiner verstanden, das Kriegsfach

besser zu ordnen und zu leiten, als Carnot, dieser Retter Frankreichs.

Die ernste und mannhafte Pike erfordert eine stetige Tapferkeit, die mit ihrem Mann täglich aufsteht und wieder zu Bette geht; diejenige des Franzosen ist aufwallend, rasch und vorübergehend. Da Carnot ihre Neigung kannte, aus Ungeduld gegen den Feind hin auszureissen, so erfand er eine Methode, sie in Form von Plänkern, ziemlich weit aus einander, so daß sie mit Gewandheit und Verschlagenheit das Terrain benutzen und sich damit beschirmen konnten, gegen die Fronte des Feindes anzuwerfen. Dies war zugleich die einzig vernünftige Modifikation der gallischen oder modernen Taktik, indem das Feuer auf diese Art die mehreste Wirksamkeit erhält, und man den Feind, ermattet durch sechsstündiges Behageln mit blauen Bohnen, durch den optischen Betrug eines Schein-Angriffs im Doppelschritt und gedrungener Masse zum Rückzuge motivirt. Oder auch, man geht hinter diesem Schirm von Gewimmel, von Staub und Dampf, seitwärts dem Feinde in die Flanke.

Zwar tiralliren die Berenhorstschen Schüzzen (Aphorismen) ebenfalls. Zwar tirallirten eigentlich alle Musketiere oder Arkebusirer Gustav Adolphs und seiner Zeitgenossen; zwar sind noch heutiges Tages die Jäger des dänischen Generals Ewald vortrefflich zum tiralliren eingeübt, allein Carnot war doch der erste, welcher die französische Taktik hierin derjenigen der Alten wiederum näher brachte, das heißt sie wiederum einigermaaßen mit der gesunden Vernunft aussöhnte.

Die Alten warfen ihre Velites immer in Form von Plänkern an den Feind. Der Marschall von Sachsen läßt ebenfalls in seinem Buch Träumereyen seine Schützen tiralliren. Es war nur der französischen neu-europäischen Taktik vorbehalten, zu feuern, ohne luftig zu stehen und ohne seinen Feind aufs Korn zu nehmen.

Amazonen sind nicht gern Centauren. — In der Reuterey blieben die Franzosen, obgleich die ihrige tapfer ist, hinter ihren Nachbaren zurück. Die französische hat überdem den guten Brauch, mit dem Stoßdegen an-

zurennen. Allein weibliche Gemüther in männlichen Körpern mögen sich nicht gern mit Pferden befassen.*) Uebrigens wiederhole ich: daß Weibischheit und Weiblichkeit gar verschiedene Dinge sind, und daß ich die Tapferkeit der Franzosen — bey gewissen Gelegenheiten ist sie sogar überlegen — keinesweges läugne; allein es ist eine Nüance von Tapferkeit, wie sie weiblichen Gemüthern zukommt. — Amazonen waren auch tapfer. — Hat es nie Amazonen gegeben, nun so finden sie ihr Daseyn zuerst in den französischen Heeren.

Man könnte gegen meine Hauptmeynung hier: daß das oberste Geschoß oder Stockwerk französischer Gemüther nicht hinlänglich erleuchtet sey, so wie bey keiner römischkatholischen Nation, Einwürfe vorbringen, indem man nicht allein die französische Re-

*) Männlichen Körpern. Man kann wohl denken, daß ich diese den Franzosen nicht abspreche; indessen ist doch immer etwas Weibliches — die Hauptorgane abgerechnet — in ihrer physischen Bildung, wie z. B. die Gestältung ihrer Hüften. —

volution in ihren Grundprincipien, sondern auch die Bücher ihrer Philosophen und berühmten Schriftsteller aller Art dagegen anführt.

Allein diese Autoren — Rousseau ausgenommen, der weder Katholik noch Franzose war — setzten die Insanität des Unglaubens in die Stelle des Idiotism des Aberglaubens. — Beyde reichen einander die Hand, so disparat sie auch scheinen; denn im Grunde ist keiner abergläubiger, wie ein Atheist, indem er den falschen Schein der Sinnlichkeit für Wahrheit nimmt. — Ueberhaupt fallen Katholiken sogleich in den Atheismus, indem sie sich keine vernunftmäßige Religiosität denken können, und wenn sie vorher schon praktische Atheisten sind, so folgt die Theorie flugs hintendrein. — Durch diese Schriften wurde der Anreiz der Sinnlichkeit bey den Franzosen noch mehr in Flammen geblasen, die Vernunft aber keinesweges gestählt, ihr zu widerstehen. — Da sie aber viele Wahrheiten besaßen, welche, weil sie sich auf die äußern Dinge der Politik bezogen, äußere oder natürliche Wahr-

heiten zu nennen sind; so wurde das Gute immer als Principium aufgestellt, das Böse aber befolgt.

Die Engländer? — Freye Völker sind mit den Hirschen zu vergleichen, welche ungehindert Felder und Wälder durchstreifen — die nicht freyen, also auch die Franzosen, mit edlen Pferden, welche in königlichen Ställen gepflegt werden. — Wenn sich das Wasser in einem Brunnen bis zur Höhe der Ader erhebt und nicht abfließt, so wird diese Ader verstopft. So auch die Freyheit zu reden und zu schreiben — Preßfreyheit. — Der Einfluß der Gedanken verhält sich wie der Ausfluß, und dieser Lichtstrom reinigt, wenn er durchfließt, seinen Kanal — das menschliche Gemüth, von Irrthümern. Preßfreyheit ist nicht denkbar ohne Sicherheit der Personen und des Eigenthums durch das Gesetz vor dem Angriff der Menschen. — Diese Freyheit, welche viel wesentlicher ist, als eine Fraktion der Gesetzgebung, hat bey den Engländern und ihren Kolonien fast nur ausschließend in der Welt bis jetzt gewohnt. Ihr verdankt diese Nation ihre Ausbildung,

und die bey weitem wichtigste Rolle, welche sie in Europa spielt.

Die Sicherheit des Eigenthums und der Personen, welche eigentlich nirgend anderswo in Europa legal existirt, weil kein Volk die Intelligenz und Energie besitzt, dem Gesetz Kraft zu geben — diese Sicherheit war Ursache des Kredits und dieser wiederum der englischen Macht. Die Engländer waren zu sehr in die Geheimnisse des Geschäftsganges aller Art eingeweihet, um nicht einzusehen, daß ein Kapital nur durch seine Aktivität producirend wird und sich vermehrt; daß ein todtes Kapital keinen Werth hat und den Reichthum, Quelle alles Glückes, vermindert. Sie wußten — aufgeklärt durch eine unbegrenzte Preßfreyheit und Freyheit zu untersuchen — daß ein mit hinlänglicher Intelligenz beschenktes Volk ein Kapital zu kreiren vermag. — Zu kreiren, denn ein Volk hat immer Geld nach Verhälniß seiner Intelligenz, und wenn dies nicht mit Individuen der Fall ist, so kommt das von der sie umgebenden Masse, welche zu schwerfällig ist, ihre Wirksamkeit zuzulassen.

Diese Kreation der Nationalschuld — ein Luftgebilde, welches die irrdische Macht der Engländer durch Anreiz zur Thätigkeit erzeugt — ist von allen Schriftstellern, und sonderlich den Franzosen, welche nie tief eindringen, als eine Schwächung der Staatskraft angesehen worden. Der einzige Verfasser des neuen Leviathans hat eingesehen, daß Bonaparte verwegen sey, gegen ein ungeheures Kapital von sechshundert Millionen Pfund Sterling zu streiten; er hätte aber sagen sollen: gegen ein Ingenium, welches vermag, ein solches Kapital zu kreiren.

Die Engländer sind politische Brownianer. Die Neigung dieses Volkes zu starken Getränken bey der Tafel korrespondirt vollkommen mit ihrer Staatsverwaltung, denn Alles ist homogen in einem politischen Körper. Den Anreiz zur Thätigkeit von innen und zur Macht von außen, die sie aber zu bösen Zwecken, zur Erregung der Kriege mißbrauchen, durch Vermehrung des pecuniarischen Reichthums, verstärken sie sorgfältig in jedem Jahre durch Vermehrung der Nationalschuld.

Insulaner insuliren sich gern. Von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, sind sie mehr Staatsbürger und weniger Mensch wie andere. Sie sind hospitibus feros. Das Gefühl der Schwäche erzeugt bey ihnen Neid und Haß; denn sie fühlen wohl, daß sie einem Kontinent, wenn es vereint auf sie drückt, nicht widerstehen können. Daher sind die Engländer, welche von ihrer Insel, wie von einem Thurme, mit dem Fernrohr das übrige Europa beschauen, immer höchst beflissen gewesen, eine europäische Monarchie, welches die Europäer gar sonderbar und anmaaßend Universal-Monarchie nennen, oder einen europäischen Verein zu verhindern.

Monopol des Handels glaubt nicht allein die gegenwärtige englische Regierung, sondern auch die ganze merkantilische Aristokratie in England durchaus nothwendig: erstens, die Zinsen der Schuld größtentheils auf andere Völker zu schieben; zweytens, zur Erhaltung des Kredits die Schuld, Quelle der Staatskraft, zu vermehren. Monopol des Handels läßt sich nur im See-

kriege bewerkstelligen, zu dessen Erleichterung ein Landkrieg angeblasen wird.

Ich weiß sehr wohl, daß wenn die Engländer einst mehr aufgeklärt über ihr wahres Interesse sind, wenn der amor possedendi sie nicht mehr besitzt, sie einsehen werden, daß Freyheit des Handels und gleiche Rechte des Handels aller Völker mehr ihre Macht und Reichthum befördern, als der illiberale Krämer-Geist, mit Haß gegen die Menschheit, die Industrie der ganzen Menschheit zu monopolisiren.

So lange sie aber ihre jetzige Politik nicht ablegen, sind sie die Ursache unaussprechlicher Leiden für ganz Europa — das heißt uuaufhörlicher Kriege.

Durch einen Handstreich London wegzunehmen — doch hier, ehe ich von einer Landung in England Ideen, welche ich vormals darüber vorbrachte, wieder zurückrufe und andere hinzufüge, bitte ich die deutsch-militärischen Zunft-Veteranen neueren Schlages, das heißt diejenigen, welche die deutschen Feldzüge seit dem siebenjährigen Kriege mitmachten und aus dieser bittern Quelle

unrühmlichen Nachruhms ihre orthodoxe Kriegskenntniß schöpften, sich hinweg zu begeben; denn für sie, die Söhne und Opfer des Irrthums, die Zeugen einer nicht unterbrochenen Kette von Niederlagen, ist das, was ich hier schreibe, zu hoch, das heißt zu gewagt, denn das Hohe im Kriege ist stets g e w a g t. Für die Veteranen des siebenjährigen Krieges habe ich alle Achtung, des letzten eigentlich des deutschen Kriegsruhms. Solche aber, welche gegen französische und italiänische Advokaten (Moreau), Reitknechte (Hoche), Fechtmeister und Sprachmeister (Augereau) u. s. w. nicht bestehen konnten, die ganz unvorbereitet — doch ich will schonend verfahren und das Selbstgefühl nicht durch unangenehme Wahrheiten verwunden. — Sie, meine Herrn, gehen auf Parade und den Exerzier-Platz, in die Schule der Kunst, im Kriege unglücklich zu seyn. Lassen Sie mich mit meinen Layen einen Augenblick allein. Nach dieser Apostrophe, der theilnehmende Erguß eines besänftigenden Mitleidens, will ich wieder einlenken.

Die Passage — ich hoffe doch, daß die

Ingenieur-Wissenschaft bis dahin untrüglich sey, daß ein konzentrisch wirkendes Feuer einem andern eccentrischen überlegen ist.

Jene kleinen Fahrzeuge können, ein Kriegsschiff umringend, dasselbe konzentrisch beschießen.

Das Kriegsschiff kann einige übersegeln, diese Operation aber nicht wiederholen, wenn es nicht selbst in den Grund sinken will, weil das Uebersegeln ungemein beschädigt.

Ein rasirendes Feuer — wiederum von der Geschütz-Zunft und der Schanz-Zunft als überlegen einem plongirenden anerkannt. Das Feuer hoher Kriegsschiffe ist gegen dasjenige dieser kleinen plongirend.

Die kleinen haben lange Kanonen, die schärfer, ferner und richtiger schießen auf dem Verdeck, als die großen kurzen eisernen in den Löchern.

Wenn nun noch große Kriegsschiffe gleich Bastionen zwischen diesen Curtinen wandeln — ich werde weiterhin zeigen wie das anzufangen war, und mein Befremden darüber äußern, daß Napoleon dies entweder

nicht zu veranstalten wußte, oder nicht bewerkstelligen wollte, sondern seine Flotten zu lächerlichen und zwecklosen Spazierfahrten gebrauchte. Nichts beweist mehr, daß er nicht hinüber nach England wollte; wie es ein polnischer Offizier in Posselts Annalen gegen mich, wie ich nun sehe, mit Recht behauptete. Nichts hätte aber mehr seinen Ruhm gehoben, und es muß mein Kombinations-Vermögen in den Augen aller Krieger, ausgenommen der Veteranen des Unglücks, als gar nicht unbedeutend erscheinen lassen, daß ich lange vorher so etwas nach den erhabenen Prinzipien zu entwerfen wußte.

Ein solcher Entwurf hätte den Napoleon weit mehr apotheosirt, im gewissen Sinne, als die Vernichtung einer österreichischen Armee, unter einem General Mack, weiland Fourier im österreichischen Dienst.

Die Deutschen sonderlich furchtbar ihren Männern von Genie — seit 1763 nur ausschließend diesen furchtbar. Haben nicht alle Deutsche, welche Erfindungen machten, im Auslande ihr sogenanntes Glück suchen

müssen? Haben nicht Ausländer allein diese Erfindungen benutzt? So auch die preußischen Haubitzen, Brandkugeln, die man aus Kanonen schießt, erfunden von einem preußischen Artillerie-Lieutenant, der noch Lieutenant ist, sonderlich den Schiffen gefährlich. Von den Franzosen in Maynz zur Zeit der Belagerung dekomponirt, nachgeahmt und glücklich bey ihren Flottillen angewandt. Denn ein Kriegsschiff, um nicht in Flammen aufzulodern, muß das Weite suchen.

Die Küstengefechte beweisen freylich nicht viel zum Vortheil der Flottillen; allein es ist eins geliefert worden, beynahe eine deutsche Meile in See. Die englischen Schiffe mußten sich entfernen und dieser Versuch ist entscheidend.

London weggenommen durch ein schleuniges und mächtiges Vordringen, durch einen Handstreich, ohne um die Regeln einer Basis sich zu bekümmern. Denn hier ist das Reich in der Hauptstadt, wie der Oberst Crawford es den Engländern im versammelten Parlament gerade ins Gesicht sagte. Dieser Hauptsitz der Impulsion, dieses

Centrum der Affektion liegt, unbedeckt von Festungen, zwey Gewaltmärsche von der Küste; denn was die Feldschanzen betrifft, den Abdruck des Ingeniums neuerer Ingenieure, worin sie sich selbst kunstvoll erblikkend, sich selbst so wohl gefallen, so diente diese Beinwehr, denn die Brust ist ja unbedeckt, nur zu dem freylich gewünschten Zweck, dem Feinde, mit Hand und Fuß gebunden, sich zu überliefern. Die österreichische Kriegsgeschichte liefert den empyrischen Beweis. Friedrich hielt nichts von Schanzen. Wohl meinen Landsleuten, wenn sie künftig nicht schanzen.

Ich habe den Engländern noch mehr kriegerischen Gehalt zu Lande zugeschrieben, als sie wahrscheinlich verdienen, indem ich die Unmöglichkeit äußerte, nach der Einnahme von London das übrige aufgestandene Volk zu bezwingen. Ich wollte durch meinen Aufsatz, der in Paris stark gelesen wurde, die Franzosen bereden, zu billigen Bedingungen alsdann zu kapituliren. Ich war für das englische Volk kosmopolitisch besorgt; ich wollte es retten. Zugleich

aber erblickte ich wenigstens das Gute in der geglückten Landung, daß die Ursache der unaufhörlichen Kriege in Europa, die englische Nationalschuld und das Monopolisiren, hinweggeräumt wurde.

Die Landung aber hielt ich für unvermeidlich. Sie ist es noch, wenn Napoleon nicht unterliegt. Ich war auch für das Kontinent kosmopolitisch besorgt. Ich wollte die Macht Napoleons — denn die Macht Frankreichs kenne ich nicht mehr — von demselben ab gegen England leiten. Dann war kein Vorwand mehr zur Universal-Monarchie übrig. Statt befördert, wurde sie vielmehr dann unmöglich: denn um mit Vortheil das Böse zu vernichten, muß man doch wenigstens den Vorwand des Guten zur Hülfe rufen.

Ist ein Volk an sein Land gefesselt? Keinesweges! Liegt seine Kultur nicht in seinem Ingenium, welches dasselbe mit seinen Körpern, durch das Ingenium belebt, wegtragen kann? Allerdings! — Kann ein Volk nicht mehr größtentheils auswandern? — Ohne Zweifel, wenn es so viele

Schiffe wie das englische besitzt. — Ist alsdann für unsern Planeten etwas verloren? Gar nichts. Die Kultur ist nur nach den glücklichen Regionen des Ganges versetzt, wo sie unter einem heitern und stillen Himmel im Schooß tropischer Fruchtbarkeit ungestört schneller fortschreiten kann. Was kümmert einen, der das Ganze umfaßt, das ausschließende Schicksal der kalten und egoistischen Bewohner des kalten und neblichten Europa? — Gerade, als wenn sie nur — die Europäer — in der Welt wären! — Freylich betrachte ich England als den Mittelpunkt des Lichtes in Europa. Mit seiner Vernichtung sinkt Europa in Barbarey zurück. Allein die Kultur, gleich Funken nach einer Explosion, erleuchtet dann stralender andere Welttheile. Asien, Amerika — vielleicht Afrika — auch das südliche Polinesien. — Indien dann mehr beglückt, wie jemals; — schon jetzt — die Franzosen mögen sagen, was sie wollen — sind die englischen Provinzen in Indien die bestregierten. — Calcutta, das asiatische neue London — prächtiger, glänzender, reicher — der

Sitz der Künste, der Wissenschaften, einer höhern moralischen und religiösen Kultur — vergöldet durch die Stralen einer tropischen Sonne. — Sitz des Wahren und des Guten — des Wahren, welches das Bild des Guten ist. — So sind die für das All glücklichen Folgen einer dem Scheine nach unglücklichen Eroberung von England. — England alsdann allerdings nur eine Fettweide für den Markt von Paris. — Wenn man so hoch gestiegen ist; so muß der Fall desto tiefer seyn.

Faßten die Holländer nicht den edlen Entschluß, von der Invasion Ludwigs, der Tiranney fliehend, nach Java die ganze Nation überzuschiffen? — Wohl ihnen, hätten sie diesen Entschluß realisirt! — Ihre Enkel wären der Schmach und dem Unglücke entgangen. — Die Völkerwanderung, der klügste Entschluß der Germanen, die Anhänglichkeit an dem Boden, ein Zeugniß des Geizes. Das Vaterland liegt im Volke. Ein Land — eine Wildniß — erhält gleichsam erst sein Daseyn durch das Volk. Es giebt zwei Gegenstände: Kultur des Volks,

Kultur des Landes; letztere eins mit der ersten, weil sie deren nothwendiger Abdruck ist.

Ich würde mir viel damit wissen, wenn ich zuerst diesen erhabnen Gedanken der Versetzung des englischen Reichs nach Ostindien gedacht hätte; allein ich weiß, daß so der Plan der englischen Regierung schon längst ist, weil sie die Möglichkeit einer solchen Begebenheit gar wohl voraussieht. Die Thoren, denen die Weisheit unerreichbar ist, — bey denen stehe ich überhaupt nicht in Kredit, — haben über mich gelacht, daß ich so etwas, wie sie sagen, Ausschweifendes vorbringen könne.

Ich muß es wiederholen: diese Unternehmung gegen England ist unvermeidlich, wenn der neuere Cäsar nicht unterliegt. — Neuerer Cäsar — jetzt darf ich ihn doch wohl so nennen — daß ich nicht schmeichle hat man schon gesehen; aber mein Urtheil, wenn gleich unpartheyisch, soll doch nicht libellistisch seyn; man muß mehr thun oder vielmehr mehr gethan haben wie er, wenn man ihn als einen kleinen Mann schildert.

Napoleon wollte etwas anderes, vielleicht leichteres, dieser Unternehmung voranschicken. — Ich hätte zum Vortheil des Kontinents gewünscht, er hätte damit angefangen statt, wie es scheint, mit derselben zu enden.

Ich bin allerdings der Meynung, daß Napoleon diesen Krieg mit Oesterreich absichtlich herausgefordert habe, daß er aber die Geschicklichkeit besaß, um die Meynung zu kaptiviren, den Schein der Agression seinen Gegnern zuzuschieben.

Es liegt freylich in dem Charakter dieses Helden — denn Held ist er denn doch wohl, wenn Stärke des Willens das Kriterion des Heldenmuthes ist — ein Gemisch von Eitelkeit und Erhabenheit des Geistes; letztere, wenn der Nachruhm ihn allein begeistert; — allein, da selbst seine anscheinende Eitelkeit ihm zu politischen Zwecken dient, so können wir nicht voraussetzen, er habe blos um den Königstitel dem Kaisertitel anzureihen, und einen Orden der eisernen Krone zu stiften, letzteres gewiß um alte Rechte mit alten Ideen wieder her-

vorzurufen, sich zum Könige von Italien gemacht, ohne dabey die Herausforderung eines wenig furchtbaren Feindes zu beabsichtigen; obgleich anderseits es in der Natur des Stolzes liegt, erst, nachdem man alle Aemter, Titel und Würden auf seine Person gehäuft, der Simplizität und Bescheidenheit sich zu befleißigen; in welchem Fall dann die neue Bewunderung durch den vorigen Tadel, der Ueberraschung wegen, noch Zuwachs erhält. — Sylla. —

Napoleon setzte sich also die Krone Italiens auf, wobey er jedoch einen sehr republikanischen Grundsatz, wider seinen Willen, durch seine Lage dazu gezwungen, in seinen Reden sanktionirte — das Wahlrecht der Völker; mit dem Erbrecht, welches er seiner Familie zuerkennt, durchaus unvereinbar.

Ich will mich nicht bey abgeschmackten Antithesen aufhalten, vermöge welcher die goldne Krone Italiens mit der eisernen der Lombardey zusammen gestellt wird. — Jede Krone ist golden im bildlichen Sinne, weil die Macht das Gold verschaft und das Gold die Fortdauer der Macht sichert. — Da

aber nichts vollendet ist, wenn die Form es nicht besiegelt; so verkündigte Napoleon seinem Senat die Annahme einer neuen Würde, mit diesen Worten: „Napoleon, „Kayser der Franzosen, ist König von Ita„lien.“

Die Einverleibung Genuas beweißt noch mehr den Plan, einen Krieg zu erregen: denn das Königreich Italien soll dem Scheine nach immer von Frankreich getrennt bleiben. Beruhigungsgrund für jene, welche nur einen Vorwand zur Beruhigung suchen; allein ein Verein setzt diejenigen in Schrecken, welche, anstatt durch gute Verwaltung im Innern ihre Kraft zu vermehren — durch Aufklärung ihres Volks — in der Ausdehnung die Vergrößerung einzig bestehen lassen.

Dieser Verein wurde übrigens durch eine sehr schöne Rede Napoleons sanktionirt, in welcher er wiederum das Recht der Wahl, als einzig gültig in seinen Augen, proklamirte. — Ich übergehe das Viereck bey Marengo und die Worte: „die Vorsehung hat mir ein „Schwerdt verliehen, dieses Königreich Ita„lien zu vertheidigen.“ — Stolze Aeußerung,

auf den Krieg, den man wünschte, hindeutend.

Die Oesterreicher — hier kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß ich eine Demüthigung erlitten habe. Da von ihnen mein Buch: „der Feldzug von 1800" viel gelesen wurde; so glaubte ich, sie würden doch daraus wenigstens gelernt haben, wie man Frankreich angreifen muß. Ich war um so mehr berechtigt, so etwas vorauszusetzen, als sie wirklich einige Zeichen der Intelligenz blicken ließen, als: Zwieback statt Brod, — welches ich zuerst im Geist des Kriegssystems vorschlug, und worüber ein preußischer Oberst vom Generalstaabe mich so sehr tadelte, — Requisitionen in Bayern, statt Magazine mitzubringen; Papiergeld im Auslande, statt es durch eignes Gold und Silber zu bereichern; starke Märsche, sonderlich Märsche bey Nacht; Erdhütten, statt Zelte, welche letztere man nur haben muß, wenn der Infanterist sie trägt; die Offiziere keine Federbetten, deren Feind ich bin, dadurch mir aber die Feindschaft der Fähndriche zuzog; keine Packpferde, keine Bagage; Helme

statt eines dreyeckigen Huths u. s. w. Ueberdies glaubte ich, Herr von Genz, der gegenwärtig einer ihrer Macher ist, und meine militärischen Schriften schätzt, werde sie doch zur Besonnenheit zurückgeführt haben — er habe ihnen, mit dem Feldzuge in der Hand, die Schweitz als einzigen Ueberleitungskanal nach Frankreich bezeichnet.

S. 10 des Feldzuges: „Italien und „Süddeutschland werden durch die Schweiz „flankirt.“ S. 11. „die Schweiz mußte „also so früh als möglich mit überlegener „Macht angegriffen werden. — Von der „Schweiz läßt sich's am besten in das innere „Frankreich dringen. Keine Kette von Festungen, nur der Jura stellt sich hier entgegen. — Längs der Rhone kann man „nach Lyon operiren. — Man tritt sogleich „in die fruchtbaren Gegenden von Burgund. „Man bemeistert sich der Quellen der Loire „und Seine, und kann längs diesen Flüssen und durch sie, in seiner Zufuhr erleichtert, bis in's Herz von Frankreich „seine siegreichen Waffen tragen. Man

„kann den Elsaß umgehen, das einzige Mit-
„tel, diese schöne Provinz zu erobern u. s. w."

Die Oesterreicher, dieser Lehren unein-
gedenk, von geschickten und gelahrten Offi-
zieren, von Algebraisten und Logarithmen-
Männern geleitet, weil sie das Große nicht
wagen, setzen sich der Gefahr aus, durch
das kleine, furchtsam Kalkulirte, politisch zu
sterben. Sie bleiben unthätig, die Russen
zu erwarten, da doch diese nur zum zweiten
Treffen, zur Reserve, bestimmt seyn sollten.
Sie besorgen, in Frankreich abgeschnitten zu
werden, und lassen sich bei Ulm abschneiden.

Zu diesem Vormarsch nach Ulm, könnte
ich sie selbst, durch meinen Feldzug von
1800, verleitet haben. Die sich darauf be-
ziehenden Worte lauten so: „Die Inge-
„nieurs werden in allen Armeen als diejeni-
„gen betrachtet, welche die Geheimnisse der
„Kriegskunst vor allen esoterisch so
„recht eigentlich besitzen; eine Meinung,
„welcher zu widersprechen sie nie sehr beflis-
„sen waren. — In Kempen, Memmingen
„und Ulm mußten die Haupt-Magazine
„verlegt seyn, und diese drey Plätze muß-

„ten die österreichischen Ingenieurs nicht „allein befestigen, sondern in Festun„gen verwandeln." S. 52.

Dies rettet meine Reputation als theoretischer General: in Festungen verwandeln. Die Oesterreicher hatten aber nur Zeit, ein wenig zu schanzeln, — ein Gespassel nach ihrem Dialekt — mit dem sie sich gern die Zeit, in Erwartung der Niederlagen, vertreiben.

Was sage ich aber noch weiter daselbst: „In zweyter Linie mußten dann Augs„burg, Landsberg und Donauwert „befestigt werden. Hierdurch wurden nicht „allein Bayern und Oesterreich, sondern „gewissermaßen auch Franken gedeckt."

Donauwert als Festung — hier wäre der Schellenberg eine vortreffliche Citadelle gewesen, — mache ich zur Bedingung. Auch ist Napoleon bey Donauwert hauptsächlich übergegangen, um die Oesterreicher zu umgehen. Um zu flankiren, muß man da eine Flanke haben; und Ulm und Donauwert, als Festungen, bildeten diese gegen Norden oder Franken, weil sie alle Bewe-

gungen dorthin basirten: denn, um zu flankiren, muß man nach der Flanke hin vorgehen.

Ich weiß, daß Ulm mit Höhen umgeben ist. Dessen ungeachtet aber kann man doch Magazine darin gegen Handstreiche sichern, wenn es wirklich eine Festung ist. Diese Stadt forderte dann immer eine Belagerung.

Um jedoch den Vorwurf abzulehnen: ich urtheile stets, wenn die Decke, welche die Zukunft verhülle, weggenommen sey; — ein Vorwurf, der allen Kritikern von den Veteranen gemacht wird, — will ich hier nach der Begebenheit wiederum in's Gedächtniß zurückrufen, was ich während derselben gedacht habe.

Ich finde zuerst in der Anlage Napoleons eine Anstalt auf dem Wege, den General Moreau durchlief, durch einen Anti-Moreau sich noch mehr, wie dieser berühmte Feldherr, zu illustriren. Moreau umging die linke Flanke der Oesterreicher von der Schweiz her, im Jahre 1800. Napoleon umgeht die rechte. Beyde kommen

ihren Gegnern in den Rücken; aber Napoleon viel vollständiger, daher auch mit glänzenderm Erfolg.

Hier muß man wiederum die überlegene Geschicklichkeit des französischen Gouvernements anerkennen, welches seine Feinde beredete, die Neutralität der Schweiz sich gefallen zu lassen; entweder, weil sie die Wichtigkeit derselben nicht begriffen, oder es nicht wagten, eine Operation nach Frankreich vorzunehmen. Die linke Flanke war wegen dieser Neutralität nicht mehr zu umgehen, und das Verständniß mit Bayern erleichterte die Umgehung der rechten: denn umgegangen mußte doch durchaus werden. Die Franzosen verstehen den neueren Krieg zu gut, um nicht diese Maaßregel, zum großen Aerger der Frontalisten, allenthalben mit Glück anzubringen.

Ich darf hier wohl nicht hinzusetzen, daß die Schnelligkeit, mit welcher Napoleon von Boulogne, in den letzten Tagen des Augusts bis zum ersten October, sein Heer über den Rhein versetzte, sehr zweckmäßig war, und daß die Oesterreicher zu tadeln

sind, nicht eher ihre Feindseligkeiten begonnen zu haben; wozu aber die Neutralität der Schweiz das Motiv lieferte. Indessen hätten sie in Italien den Angriff vollführen sollen, um sich in Deutschland Luft zu machen.

Die Konzentration seiner ganzen Macht gegen Oesterreich zeugt von dem sehr wichtigen Plan, einen seiner Feinde gänzlich zu erdrücken, ehe man die andern, wenn man deren hat, angreift. Endlich überläßt er Hannover und Holland, dem Scheine nach, den Feinden, indem er nur die Festungen besetzt; ein Verfahren, welches Friedrich in Schlesien hätte befolgen sollen. Dann war es nicht nöthig, immer eine Armee in dieser Provinz zu halten, und dann konnte Friedrich mit vereinter Macht einen desto wichtigern Streich vollführen. Napoleon besitzt das nordische Mantua — Hameln, — er besitzt Nienburg in dem strategischen Hornwerk — das hannöversche Land — er besitzt Amsterdam in Holland, und hält weiter keinen Mann in diesen Ländern, überzeugt, daß er diese Männer anderwärts

besser brauchen kann; überzeugt, daß wenn diese Besatzungen sich halten, diese Länder leicht wieder zu erobern sind. Hieraus folgt, daß die Verbündeten auf's schnellste ihre Operationen mit Belagerung dieser Festungen beginnen müssen.

Ich habe gedacht — während der Anwesenheit der Oesterreicher zu Ulm — daß ein schnelles Zusammennehmen aller Kräfte und ein Vorrücken nach Aalen und Nördlingen, die französische Armee zum: Halt! Front! zwingen würde, und daß eine gewonnene Schlacht — mit so überlegener Kavallerie mußte sie gewonnen werden — eine Schlacht, bey der man den rechten Flügel des Kaisers Napoleon tournirte, ihn, troß der Feste Würzburg, in seinem Rücken von Frankreich abschneiden würde.

Denn die Armee des Augereau, welche nachher bey Breisach überging und gegen Stockach figuriren sollte, war noch nicht angekommen. Der Schlußstein des Manövers war nicht gelegt. Kaiser Napoleon hatte sich eigentlich auf die Basis von Philippsburg bis Maynz beschränkt. Es war nicht mehr eine

Umgehung; es war ein Frontal-Angriff auf die Flanke. Hier mußte Taktik entscheiden; Strategie hörte auf zu wirken. Das Manöver des Napoleon war vielleicht kühn, aber die Kenntniß des Feindes ist die erste eines Generals.

Die Wasserbecken der kleinen Flüsse, welche von der hohen Ebene der Donau in den Rhein herabfließen, werden in Form von Thälern immer enger. An ihrem Anfang sind sie mit hohen Felsenwänden begrenzt. Es ist leicht, sie zu stopfen; aber der Gebürgskrieg ist schwer, weil, wo eine Ziege durchkommt, auch Menschen durchkommen können. Das Umgehen ist bey denselben nur ausschließend gefährlich. Die Fronte ist der geringste Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Man läßt also kleine Partheyen, zu vieren, zu sechsen, über die Gebürgsrücken gehen. Hiedurch kann man wenigstens nicht auf unbesuchten Pfaden abgeschnitten werden. Diese kleinen Partheyen sind ambulant. Sie werden stets abgelöset. Sie harzeliren den Feind im Thale. Ein Reserve-Korps mußte bey Villingen stehen, um die-

jenigen sogleich anzugreifen, welche irgend wo auf der Kuppe des Donau-Landes erscheinen würden. Es durfte nicht sehr stark seyn. Die Unternehmung gegen Nördlingen und Aalen hatte also nichts in ihrem Rücken und ihrer linken Flanke zu besorgen.

Napoleon machte strategisch das Manöver von Freyberg. Eine Tete figurirte, als wolle sie das Donau-Gelände durch das Fels-Thal erklimmen. Während dieser Demonstration defilirte der Rest der Armee nach Aalen und Nördlingen. Wiederholung des Feldzuges in Italien.

Die Umgehung der Oesterreicher fing erst dann an, als sie dem Scheine nach schon umgangen waren. Man konnte Aalen oder Nördlingen als den rechten Flügel der Franzosen betrachten, weil beyde Theile, verglichen mit ihrer Basis, auf der rechten Flanke Front gemacht hatten. Die Franzosen hatten hinter sich Würzburg, die Oesterreicher Tyrol. Es ist mir also unbegreiflich, warum sie nicht dem Instinkte folgten, dem Feinde parallel sich gegenüber zu stellen. Wenn sie auch nicht eine Schlacht bey Nördlingen lie-

ferten, bey welcher sie suchten, durch einen Theil ihrer Kavallerie den Franzosen in die rechte Flanke gehend, sie von ihrer Basis abzuschneiden; so würde doch ein paralleler Aufmarsch und Ausdehnung ihrer Armee am rechten Donau-Ufer — etwas sehr schlechtes im Grunde — ihnen den parallelen Rückzug nach Tyrol gesichert haben. Die Umgehung durch das Anspachische konnte ihnen gar nicht so gefährlich werden; selbst wenn sie bey Nördlingen sich zusammen hielten. Denn General Kienmeyer war doch stark genug zum Beschäftigen des Bernadotte, wenn er diesen Theil des Krieges, vor einem überlegenen Feind sich scharmuzirend zurückzuziehen, gelernt hatte. Wenn auch Bernadotte bis München vordrang, so war daran nichts gelegen, wenn nur die Schlacht bey Nördlingen gewonnen wurde. Dann kam Kaiser Napoleon in eine gefährliche Lage: er konnte vom Rhein abgeschnitten werden, wenn die Oesterreicher zu gleicher Zeit nach dem Würtembergischen ein nicht gar starkes Korps detaschirt hätten. Franzosen waren dort nicht, denn wie gesagt

fehlte es dem Manöver am Drehpunkt. Wurden sie nun bey Nördlingen geschlagen und auf ihrem rechten Flügel dergestalt umgangen, daß sie nicht mehr nach Bayern und Tyrol zurück konnten, mußten sie sich deshalb ergeben? Keinesweges! Wohin ging ihre Retraite? — Nach der Schweiz.

Von dieser konnten sie nicht abgeschnitten werden, wenn sie nur resolut manövrirt hätten. Die Neutralität eines unbewaffneten Feindes respektirt kein General, der mit wenigstens funfzig tausend Mann in sein Land kommt. Dann war noch gar nichts verloren. Dann konnte man dem Kaiser Napoleon eine ihm um so mehr empfindliche Diversion machen, je mehr er sich von seinen Grenzen entfernt hatte. Die Armee des Erzherzogs Karl defilirte dann durch Tyrol nach der Schweiz und kam, im Rücken des Massena, im Mayländischen wiederum von den Bergen herab.

Der General ist noch zu finden, welcher nach einer verlornen Schlacht als Sieger handelt. Man rückte nach Lyon u. s. w.

Welche glänzende Operation, die Niederlage zu einer vollkommenern zu benutzen!

So habe ich gedacht, während die Oesterreicher bey Ulm standen. Ihr Vorgehen nach dieser Stadt halte ich also keinesweges für einen Fehler; aber ihr Betragen bey und in derselben ist so beschaffen, daß die Worte ersticken, wenn man davon spricht, daß die Dinte erstarrt, wenn man davon schreibt.

Die Oesterreicher standen mit ihren Köpfen erst nach Westen gekehrt. Dann war ihr rechter Flügel in der Gegend von Ulm, ihr linker bey Memmingen. Napoleon marschirte in ihrer rechten Flanke auf. Statt entweder mit vereinter Macht gegen Nördlingen vorzurücken, wie ich's gesagt habe, oder längs der Donau ihre ganze Macht zu vertheilen, blieben sie bey Ulm und Memmingen konzentrirt zusammen, kehrten ihre Köpfe erst nach Norden, dann nach Osten, wohin man sie haben wollte, und schickten nur kleine Korps nach der Donau, die leicht zurückgetrieben wurden.

Sie hätten doch nun den Franzosen diagonal vereint entgegen gehen sollen;

allein sie ließen sich konzentrisch bey Ulm und Memmingen zusammentreiben. An einen eccentrischen Rückzug, das einzige Mittel, welches ihre Monarchie hier retten konnte, an einen eccentrischen Rückzug nach der Schweiz und Tyrol, wurde so wenig gedacht, daß vielmehr alle Rückzüge konzentrisch bey Ulm zusammenfielen. Der Erzherzog Ferdinand aber vagirte centrifugisch in der Richtung Eger in Böhmen durch Franken davon. Das ist eine vortreffliche Art zu verfolgen, welche den Zeitungsnachrichten zufolge Prinz Murat und General Lannes hier in Ausübung brachten. Ein Korps griff die Fliehenden an, das andere ging mit forcirtem Marsche voraus und legte sich, die Flüchtigen erwartend, in Hinterhalt. Wenn man doch Details über diese schöne Operation erhalten könnte! Die Theorie des Krieges würde dann durch ein Beyspiel erster Größe erweitert.

In Ulm konzentrisch auf einander gehäuft, und zwar ohne bedeutendes Gefecht, mußten die Oesterreicher kapituliren? Ich glaube nicht. — Doch vorher ließen sie sich auf

ihrer rechten Flanke bey Memmingen umgehen und von Tyrol abschneiden: denn sie kehrten sich um nach Osten und blickten nach ihrer Heimath, als Napoleon in ihrem vorigen Rücken vor ihnen aufmarschirte. Ihr rechter Flügel war also nun bey Memmingen. Ohne Gegen-Manöver ließen sie zu, daß General Soult sie von Tyrol abschnitt, und ihren rechten Flügel umging. Hierauf kapitulirten sechzig tausend Mann ohne vorhergehende verlorene Schlacht. Troz dem Beyspiel von Marengo ist dieser Vorfall beyspiellos.

Mußten sie aber selbst in Ulm und Memmingen kapituliren? — Mit 24 tausend Mann, selbst in einem schlechten Platze, kapitulirt man nicht, so lange noch etwas zu essen ist. — Wird der Platz überhöhet, so könnte man sich ja wohl einschneiden, bis man auf Wasser stößt. Vor einem hoch stehenden Feinde muß man sich noch tiefer erniedrigen, um sicher vor seinen Schüssen zu seyn.

Ausfälle — Sensen auf langen Stangen befestigt. Die Kavallerie, deren Pferde man ißt, zu Fuß damit bewaffnet. — Auf diese Art gegen die Umgebung des Feindes ange-

rennt. — Freylich gelingen selten Ausfälle, weil man aus einem Thore unter dem Feuer des Feindes debouchiren und einen konzentrisch feuernden Feind attakiren muß.

Nach diesem glänzenden ersten Akt des Feldzuges scheint es wenigstens in der Ferne nicht, daß Napoleon nach dem Grundsatze: man hat noch nichts gethan, so lange noch etwas zu thun übrig ist, handele. Vom 22sten Oktober, wo bey Ulm alles vollendet war, bis zu den ersten Tagen des Novembers, ist nur der Uebergang des Inn geschehen. Mußte man wegen der Subsistenz Vorkehrungen treffen? Sollten die Oesterreicher in Bayern keine Magazine hinterlaßen haben? Die Ruhe der Truppen nach einer großen Anstrengung ist, wenn sie zu essen haben, einer der gefährlichsten Irrthümer eines Generals. Sie erschlafft Körper und Gemüther, welche der physischen Arbeit gewohnt sind. — Sollte vielleicht Prinz Murat Zeit gewinnen, auf dem nördlichen Ufer der Donau die Russen und Oesterreicher hinter dem Inn zu umgehen?

Ueber die Beschäftigung stehender Heere im Frieden.

Der Friede ist angenehm, aber er ist unvollkommen, so lange die stehenden Heere durch Mangel und Geschäftlosigkeit gleichsam genöthigt sind, die öffentliche Sittlichkeit zu verletzen.

Dem Mangel könnte man abhelfen, indem man den Sold erhöhet; allein die Geschäftlosigkeit bliebe, und der Staat, schon erschöpft, unvermögend, (zum Drittheil etwa,) so viele blos verzehrende Mitglieder zu ernähren, würde der vermehrten Last nicht gewachsen seyn.

Oeffentliche Arbeiten bieten sich gleichsam von selbst dar, statt der zwecklosen Beschäftigung mit Spielzeug, und der entkräften-

den Muße, eine producirende Thätigkeit einzuführen.

Der Sold müßte durchaus nicht erhöhet werden, aber als Lohn der Arbeit würde das Fehlende ergänzt.

Auf diese Art wäre das verwandte Kapital nur auf Zinsen, und zwar hohen, angelegt, wenn die Arbeit mit Beurtheilung gewählt und erzeugend ist.

Das Militär würde also nicht allein nicht mehr kosten, sondern noch viel einbringen, und zugleich würden die Soldaten verbessert, und verhindert, in Stadtsoldaten auszuarten.

Jede Arbeit für ein Individuum entehrt den Soldaten; jene Arbeit für das Ganze ehrt ihn in seinen eignen Augen, und in den Augen andrer.

In einem so sandigen Lande, wie die meisten Provinzen von Deutschland, würde eine sehr wichtige militärische Arbeit in Bewässerung der Felder und Wiesen bestehen; denn Wasser ist das Hauptprinzip der Vegetation.

Es würden daher Kanäle aus Flüssen

und Seen bis an den Fuß der Höhen geleitet, dann durch hydraulische Pumpmaschinen das Wasser bis auf die Höhe in sehr große Bassins getrieben, aus welchen die Bewässerung durch kleine Gräben und Röhren geschehen könnte.

Wer von diesem Wasser haben wollte, müßte dafür bezahlen, und so würde das verwandte Kapital reichlich verzinset und allmählich erstattet.

Das Wasser bindet den Sand und macht ihn fähiger, die Eindrücke der Atmosphäre zu behalten; eine Eigenschaft, die ihm nur zur vollkommensten Erzeugungsfähigkeit fehlt. Eine neue Vegetation überzieht also, zu Folge dieser Arbeiten, die vorigen Wüsten; denn eigentlich giebt es keinen schlechten Boden für den, welcher ihn zu behandeln weiß.

Einem Einzelnen sind dergleichen Bewässerungsarbeiten zu theuer. Die Gesammtarbeit vieler Tausende, in Bewegung gesetzt durch das Kapital, welches vorher der todten Thesaurisation gewidmet war, würde da, wo ein Ueberschuß der Einkünfte das Beilegen gestattet, einen lebendigen und

produzirenden Schatz an die Stelle des todten setzen.

Es giebt Gegenden, die zu viel getränkt sind, wenn es andern an Wasser fehlt. Diesen würde durch Abzugsgräben, durch Erweiterung der Flüsse, durch Mühlen, die das Wasser wegschöpfen, geholfen. Flüsse werden eingedämmt, Flüsse werden schiffbar gemacht. Kanäle gegraben und wiederhergestellt; Chausseen gebessert und angelegt. Bey allen diesen Arbeiten sind Männer, welche sie verstehen und leiten. Die Offiziere lernen sie hierdurch praktisch. Im Winter, nach der Rückkehr in die Garnison, wird sie die Theorie desjenigen, was sie im Sommer ausübten, Nivellirung, Wasserbau, die Theorie hydraulischer Maschinen u. s. w. gelehrt; so wie man erst eine Sprache und dann die Regeln derselben lernen muß. Es würde aber im Winter nicht mehr theoretisch vorgetragen, als was sie im Sommer praktisch versucht hätten. Ich glaube, diese Methode würde die brauchbarsten Ingenieure bilden.

Ein solcher Auszug zur Arbeit heißt in

meinem System ein Feldzug. Es ist ein Feldzug gegen die Unfruchtbarkeit, gegen die Barbarey des Landes, stets ein schimpfliches Zeugniß der Barbarey des Volks.

Diese meine Feldzüge bewirken intensive Eroberungen, durch vermehrte Produktion und bewirkte Schöngestaltung — wenn dieser Ausdruck nicht zu affektirt klingt — des Landes, auf welche vermehrte Volksmenge folgt. Meine Feldzüge sind erhaltend und erzeugend; die andern sind mordend und zerstörend. Meine Feldzüge gegen die Ungeschlachtheit des Landes, gegen wilde Thiere und Räuberbanden, wenn dergleichen sind, laßen die Soldaten als Schutzengel der Menschheit, die andern als Geissel der Menschheit betrachten, weil sie, die Gegeisselten, wirklich eine Geissel der andern sind; wahrscheinlich, um das Empfangene mitzutheilen und nichts schuldig zu bleiben.

Beym Anfang des Sommers zieht man aus, beym Anfang des Winters kehrt man wieder ein. Man sagt: dieser oder jener Offizier oder Soldat hat so viele Feldzüge

mitgemacht. So viele Auszüge, so viele Campagnen. Dies ist um so mehr richtig gesprochen, weil man bey meinen Auszügen wirklich zugleich den Krieg lernen würde.

Der Soldat ist gerade so gerüstet, wie im Kriege. Er trägt seine Bagage, seine scharfen Patronen. Es werden an den Orten der Arbeit Hüttenläger errichtet, um Fertigkeit, allenthalben bestmöglichst und schnellmöglichst Hütten zu bauen, zu erlangen.

Hieraus entspringt schon die Uebung im Lagerdienst. Die Feldwachten werden wie im Kriege ausgesetzt, Patrouillen eben so ausgeschickt. So wie Aurora beginnt, ihre rosenfarbene Finger an den Thoren des Orients zu zeigen, wird aufgestanden und zur Arbeit ausgezogen. Während derselben wird Gewehr und Patronen und Bagage abgelegt — denn man muß, wie die Römer, stets so arbeiten, als wenn man dem Feinde im Gesicht wäre — aber eine Wache, zur Beschützung derselben, als um einen Ueberfall abzuwehren, ausgestellt. Hierbey könnten sehr wichtige Regeln des Krieges anschau-

lich dargestellt werden, und empyrisch, das heißt handgreiflich begriffen werden.

Zuweilen machte ein arbeitendes Korps gegen ein anderes unvermuthet einen Angriff.

Wie geht es zu, daß die Soldaten nicht gegen Wölfe, Füchse und andere schädliche Thiere zu Felde ziehen? Wie geht es zu, daß man sie selten gegen Räuberbanden braucht? Wie geht es zu, daß sie nicht beym Festungsbau ausschließend gebraucht werden?

Diese Arbeiten könnten den Regimentern viel einbringen und sie endlich ganz unterhalten, wenn deren Einkünfte demjenigen Cohors zu fielen, der die Arbeit geleistet hätte.

Z. B. das Regiment A. bauet eine Chaussee; das Chausseegeld fällt also immer dem Regiment A. zu.

Die Arbeiten oder der Feldzugsplan würden im Winter, mit Beurtheilung und Kenntniß des Landes, für die Armee überhaupt entworfen. Dann müßten die Regimenter um ihren Antheil der Arbeit losen. Es

wäre nichts daran gelegen, wenn ein Regiment weit zu seiner angewiesenen Arbeit hinreisen müßte. Dabey übt man sich im Marschieren, und da sie interessirt wären, viel zu bewerkstelligen, so würden sie geschwind marschiren.

Ich habe noch eine andere Methode, sie in Gewaltmärschen zu üben. Gesetzt, ein Regiment aus Berlin arbeitet bei Memel. Auf der Rückreise zur Garnison, beym Anfang des Winters, müßten die Regimenter blos von ihrem Solde leben, ihr Quartier in Dörfern und Städten bezahlen, alles aus ihren eignen Mitteln. Mit geflügelter Geschwindigkeit würden sie zurückeilen.

Hier sind sie also schon geübt in Märschen, Feldwachten und Patrouillen, und dies nur so nebenher, während die Arbeit die Hauptsache ist.

Sonntags, an den Nachmittagen des Mittwochs und Samstags (Sonnabend) würde nach dem Ziele geschossen und Prämien vertheilt. Es würde gerungen, gesprungen, ein Wettlauf angestellt und Prämien vertheilt. Das, was man jetzt exerzi-

ren nennt, der Gang im Gleichschritt, die sogenannten Handgriffe mit dem Gewehr, welche eben so viele Mißgriffe sind; das alles, und nur das ist eine solche Kleinigkeit, daß ich darüber kein Wort verlieren werde. Bey der Kriegszucht so etwas in Anschlag zu bringen, wäre eben so, als wenn man sich bey der Erziehung eines Thronfolgers lediglich mit dem Lesen und Schreiben beschäftigte. Darüber also ein altum silentium!

Ich halte viel von Pflanzungen, weil ich beweisen kann, daß Bäume das Klima verbessern und das Land verschönern, ohne das Brenn- und Baumaterial in Anschlag zu bringen. Ein Regiment, welches durch nützliche und einträgliche Spekulationen sich auszeichnen will, welches sein point d'honneur darin setzt, mehr zum Gesammtwohl und zum eignen Wohl zu leisten wie andere, verschafft sich die besten Saamen und Stauden aus allen Weltgegenden. Ein Landmann in der Gegend, wo das Regiment arbeitet, wünscht auf seinem Acker gepflanzt zu haben. Sogleich pflanzt das Regiment, be-

dingt sich aber eine Rente aus. Es legt lebendige Hecken an, es verkoppelt die Felder, bedingt aber eine Rente. Dieses Regiment, welches Ambition im Leibe hat, — wie sonst der militärische Ausdruck lautete, der bey unsern ästhetischen Jünglingen, als zu rauh, außer Brauch gekommen ist, — verschreibt sich Kleesaamen mit Raygrassaamen judiziös vermischt; es schafft sich die besten Pflugarten aus England an, die besten Ackerinstrumente aller Art; es führt sie bey seiner Bagage mit herum. Ein Landmann, dem es vielleicht an Baarschaft und Arbeitern fehlt, wünscht ein Feld mit Klee besäet zu haben. Sogleich pflügt das Regiment und säet auf Kredit, aber für eine Rente. Der Offizier, der das Detaschement zum Pflügen kommandirt, wird im Regimentsbuch eingetragen, als habe er einen guten coup gemacht, und als Kandidat zum Verdienstorden.

Der Monarch leistet der Regimentskasse Vorschüsse zu allen diesen Ausgaben, und zwar zu fünf vom Hundert: denn kreditirt wird der Regimentskasse nichts, als was sie

bisher immer empfangen hat. Sobald also die Arbeiten des Regiments anfangen, Renten zu tragen, so fängt es auch an die Zinsen, und dann das Kapital der Vorschüsse abzutragen.

Wenn es sich durch kluge Spekulationen, durch einträgliche Feldzüge von Schulden liberirt hat, fängt es an reich zu werden, und kann sich durch leichte Werbungen verstärken. Alles dieses hängt von dem Grade der Intelligenz des Regiments bey seinen Meliorationsfeldzügen ab.

Das Feldlager ist in einer Marschgegend, um Flüsse zu vertiefen, zu erweitern, Abzugsgräben zu eröffnen, Straßendämme anzulegen u. s. w. Sogleich dozirt ein Fähndrich den Marschbauern den Nutzen des Bohnenbaues im strengen Boden; daß Bohnen die Vorläufer des Weizens seyn müssen; daß Weizen und Bohnen ad infinitum in solchem Lande, ohne Dung, ohne Verminderung der Fruchtbarkeit abwechseln können; daß aber diese Bohnen gedrillsäet und behackt seyn müssen. Der Marschbauer erlaubt dem Fähndrich das Drillen und Be-

hacken mit der Pferdehacke. Das Regiment zieht eine Rente oder läßt sich baar bezahlen, und der Fähndrich bekommt ein Belobungsschreiben: er habe sich tapfer in Bekämpfung ruraler Dummheit und Vorurtheile bezeigt.

Man sieht, daß meine Fähndrichs wahre Polyhistors werden müßten.

Welch ein Schatz der ausgebreitesten praktischen Kenntnisse würde in diesen Meliorations-Feldzügen gesammlet!

Im Winter, in der Garnison, würden rohe Materialien zu Stuben-Arbeiten ausgetheilt, und jedem Einzelnen, nach Verhältniß seines Fleißes, gelohnt; das heißt, die Arbeit wird verdungen, und in je kürzerer Zeit der Soldat sie liefert, desto mehr verdient er.

Im Winter spielt der Soldat individuel die Rolle, welche sein Regiment im Sommer vorstellte. Im Sommer arbeitet er für das Regiment, im Winter für sich.

Es würde nicht lange dauern, so würden alle Regimenter von der Rente ihrer Arbeit vollständig unterhalten werden, und

statt dem Staate etwas zu kosten, ihm durch die Meliorationen unbeschreiblich viel einbringen.

Ein Regiment findet es nützlich, ein großes Landguth zu besitzen. Die Regimentskasse ist schon hinlänglich reich. Es wird in Form eines Parks eingehegt. Eine große Mannigfaltigkeit nützlicher Thiere wird aus allen Weltgegenden herbeygeschafft. Ein Hauptmann wird nach Louisiana geschickt, amerikanische Büffel (Biron) mit zu bringen. Dieses Thier, von der Größe eines Ochsen, trägt Wolle wie ein Schaf. Sein Fleisch ist vortrefflich, seine Haut geschmeidig und dauerhaft; es ist stark und gelehrig. Alle Hirscharten werden angeschafft; an spanischen Schafen, an den englischen, South Down genannt, fehlt es nicht. Eine Mannigfaltigkeit der Rinder, eine Mannigfaltigkeit der Pferde, jedoch diese nicht zahlreich, wenn das Regiment nicht Reuterey ist. Neben diesen Pflanzschulen der Thiere auch Baumschulen der Pflanzen aus vielen Weltgegenden. — Ein wahrer botanischer Garten. —

Eine Mannigfaltigkeit der Gräser. — Die Felder, zum Graslande bestimmt, gedüngt, gepflügt und dann mit den besten Grassaamen besäet. Dann mit Schafen bedeckt, um den Rasen dicht zu machen, denn Hämmel sind die beste Meliorations-Methode der Grasländer und Parks. Ein vernünftiges Rotations-System meliorirender und Kornerndten. Zwey meliorirende gegen eine Kornerndte im leichten Boden. Die besten Ackergeräthe zur Ersparung der Hände: denn je mehr Methoden, Hände zu sparen, desto mehr Menschen kann man ernähren, weil das Produkt mit weniger Kosten vermehrt wird. — Ein Treib- und Gewächshaus. — Gartenkunst. Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten, von einem Gartenkünstler, den das Regiment annimmt, darin unterrichtet. Felder mit lebendigen Hecken, sonderlich von Akazien. Die Bäume nach optischen Regeln in Klumps gepflanzt. Große Wasserbehälter für Fische der mannigfaltigsten Art, die man für den Markt mästet. Zur Erndte und zur Unterhaltung immer ein Detaschement auf dem Gute. Häuser und Wirth-

schaftsgebäude nach dem reinsten Geschmack angelegt. Jenem Hauptmann, der die Büffel holte, wegen seines einträglichen Streifzuges der Verdienstorden.

Ist ein solches Etablissement einem Regimente zu theuer, so vereinigen sich zwey und machen ein Bündniß. Ein Offensiv-Bündniß gegen die Unfruchtbarkeit und Ungestaltheit des Landes.

Hätte ein Regiment so viel vis inertiae, keine Arbeit für den Sommer sich zu bedingen, so würde ihm von der Regierung eine angewiesen.

Es würden Städte auf Spekulation an schicklichen Orten erbauet; denn das Unglück ist, daß die unsrigen meistentheils an unschicklichen angelegt sind. Eine Stadt muß wohlgelegen seyn zu Manufakturen und Handel, weil Städte nur von Manufakturen und Handel leben sollen; sonst sind sie Ackerdörfer.

Bey diesen Erbauungen wird den Militärs, vom Ziegelstreichen bis zur vollendeten Architektur, alles praktisch gelehrt.

In den Städten werden die Straßen

gepflastert. Ist die Hauptstadt, z. B. Berlin, so wird an der Spree, von dieser Stadt bis Stralau, ein prächtiger Kai längs dem Flusse mit schönen Gebäuden angelegt. Badeorte, z. B. Freyenwalde und Neustadt, werden mit römischen Bädern von diesem mehr als römischen Heere geziert. Denn Arbeiten, sonst die Kräfte eines Staats übersteigend, sind leicht durch die Gesammt-Arbeit eines Heeres.

Wenn man aus einem Morast kommt, den man abwässert, so kann man freylich nicht so blank erscheinen, wie auf der Parade, aber im Kriege auch nicht.

Wenn man im Regen arbeitet, wird man durchnäßt, aber im Kriege ebenfalls; und es ist am besten, bey Zeiten sich daran zu gewöhnen.

Bey jedem Sommerlager müßte ein Teich zum Baden gegraben werden, wenn kein Wasser zum Baden da wäre. Bey dem Baden wird auch das Schwimmen geübt. So viel Schwimmer wie möglich. Eine Avant-Garde müßte immer aus Schwimmern bestehen. Zur Gesundheit im Kriege

sollte doch in jedem Lager auf das oftmalige Baden gehalten werden. Wenn man durchnäßt ist, so ist das beste Mittel, dem Verkälten auszuweichen, sich nackend ganz ins Wasser zu tauchen. Je weniger eine Armee im Felde badet, desto mehr Kranke hat sie.

Zur Erhaltung der Dezenz, des Putzes und auch der wesentlichen Reinlichkeit sind Kirchenparaden ein sehr guter Brauch. Sie sind nützlicher wie die Wachtparaden.

Man wundere sich doch nicht, daß ich vom Manövriren nicht rede. Procopius Rasus und Ziska manövrirten vortrefflich mit ihren Taboritischen und Horebitischen Bauern, obgleich sie es nie kunstmäßig gelernt hatten, und zwar zu einer Zeit, wo die Taktik ohne Vergleich künstlicher und stärker war.

Man hat gesehen, wie vortrefflich meine Leute einzeln ausgearbeitet werden; wie sie springen, wie sie schwimmen, wie sie laufen, wie sie schießen und treffen; wie biegsam und gewandt ihre Leiber sind, wie sie durch den Gebrauch des kalten Wassers abgehärtet und reinlich sind; wie ihre Muskularkraft durch

mannigfache Arbeiten gestählt ist; wie sie in forcirten Märschen geübt sind; welche Lasten sie gewöhnt sind zu tragen; wie sie, der Witterung stets ausgesetzt, aller Witterung zu trotzen vermögen; wie sie durch das Ringespiel biegsam, hurtig und verschlagen werden; wie sie alles dieses spielend lernen, nie durch Rückenmarkzehrende Prügel, die Universal-Medizin sehr berühmter Männer, sondern durch Prämien angefrischt; wie sie in allen Künsten des Tiraillirens, von den Vortheilen des Terrains laufend und liegend Gebrauch zu machen, im Spaß aber zum Ernst geübt werden, — alles unterm frohen Scherz — mit solchen einzeln ausgearbeiteten Leuten ist es etwas Leichtes zu manövriren. Alle Manöver wiederholen den alten Sing-Sang. Einander eine Demonstration in der Flanke zu machen, darauf läuft alles hinaus. Darüber lohnt es auch wohl der Mühe, sich den Kopf zu zerbrechen. Ich mag kein Manöver sehen; ich weiß vorher, was es seyn wird. — Indessen im Herbst, wenn die Felder leer sind, könnte wohl manövrirt werden, wenn

man es doch durchaus will. Nur nichts supponirt. Nach Umständen gehandelt. Man zieht im Lande eine Woche umher. Doch ist mir dieses noch zu spielend, zu spiegelfechterisch.

Es giebt zwey Arten der Arbeit; die eine, durch Motive des eigenen Interesse. Meine Regiments-Spekulationen. Die andere, durch Zwang, wo die Soldaten, wie die Römer, für den Staat arbeiten.

Einige gewagte Ideen über Truppen-Verpflegung.

Man wird jetzt ohne Zweifel den Krieg in durchaus verheerten Gegenden zu führen haben. Zudem ist mancher Orten das Getraide mißrathen, über die Gebühr exportirt, der Wucher hat es in Schlupfwinkel geflüchtet. Schwierige Aussichten, um so mehr, da man auf das Ungewöhnliche selten bereitet ist.

Schon oft ist der Zwieback, bey dem man an Leichtigkeit des Fortbringens so entschieden gewinnt, umsonst vorgeschlagen worden. Das Vorurtheil, weniger nahrhaft zu seyn, haftet auf ihn. Wäre dem so; würden die Russen sich dadurch erhalten können? die Seeleute bey ihren kraftanstrengenden Ar-

beiten mit ihm bestehen? Wenigstens sollte ihn der deutsche Soldat zur Hälfte empfangen. Will er ihn nicht roh; so verbrauche er ihn in Suppen.

Ich glaube aber, man kann noch weiter gehen. Man stellt über dergleichen Dinge nur im Frieden keine Versuche an. Mit Spinnmaschinen oder dergleichen darf sich ein Erfinder bey Fabrikenministern melden, und es wird untersucht; einen Kriegsminister, der für Erleichterungen und Verbesserungen ein Ohr hätte, findet man selten.

In der Zeitzer Encyklopädie wird unter der Rubrik N von einem Nahrungspulver gesprochen und die Zubereitung angegeben. Gutausgebackenes Brod zerschneidet man nämlich in kleine Würfel und schiebt diese neuerdings in den Ofen, damit alle Humidität verdunstet. Sodann werden sie zum feinsten Pulver verarbeitet, einer abermaligen völligen Austrocknung blosgestellt und zur Dauer mit etwas Salz vermischt. Ein Löffel voll davon soll dann durch eine Vermischung mit Wasser hoch aufquellen, und einen ganzen Tag sättigen können. Für

einen Monat trägt man bequem. Relata refero.

Sollte man auch nicht, auf den Fall des Mangels an Schlachtvieh an Ort und Stelle, wohl thun, daheim Taschenboullion in großen Quantitäten verfertigen zu lassen, welches man dem Heere nachführt und statt der Fleischportionen austheilt, wo es nöthig ist. Der Soldat wird es nicht so gern nehmen, als baares Fleisch, doch lieber als kein Fleisch. Noch vermuthe ich, daß eine Essenz der Rumfordschen Suppe in Tafeln zu konzentriren wäre.

Man bürdet jetzt im Nothfall dem Soldaten auf sechs, ja wohl auf neun Tage Brod auf. Das ist aber immer doch nur Brod, und man hat häufig die Folge gesehen, daß es die Leute als zu schwer wegwarfen. Dann hatten sie nichts. Mit Suchari, (russischem Zwieback) oder gar dem erwähnten Pulver, ist das weit thunlicher; ja, warum sollte es nicht möglich seyn, damit Tafeln von Taschenboullion und Rumfordscher Suppenessenz zu verbinden, und so auf vierzehn Tage einer hinlänglichen Nah-

rung versichert zu seyn. *) So könnte ein Fußvolk zu einer Expedition von funfzig Meilen gebraucht werden, hätte der Feind auch das Land zur Wüste gemacht. Ob man nicht sogar durch Hafermehl, und in Stampfmühlen ganz kurz gearbeitetes Heu, den Transport des Pferdefutters konzentriren könnte, zumal, da sich doch noch immer auf einiges vorzufindende Gras zählen läßt? Solche Dinge fallen nur auf, da sie niemand beachtet. So wie es eine Menge technischer Fortschritte giebt, die die neuere Zeit gebahr, welche der Kriegskunst nützen könnten; so würde auch aus der vervollkommneten Chemie ihr vieles zuzueignen seyn. Der Soldat sieht aber auf so etwas nicht; dagegen präsentirt man in einem deutschen Regimente jährlich drey tausend sechs hundert und funfzig Mal (zehnmal auf den Tag ist mindestens zu rechnen) das Gewehr, um es nicht zu vergessen.

---

*) Chemische Brandtwein- und Bier-Extrakte gingen auch.

Einfaches, aber freylich etwas sonderbares Mittel, den Soldaten gegen das Feldleben zu stählen.

Ich kenne ein solches, aber freylich muß im Frieden begonnen werden; beym Kriege ists zu spät. Es besteht nicht in dem sorgsamen sogenannten Menagehalten und Güte der Kasernbetten, um Erkältungen zu begegnen, (das was etwa gethan würde) noch in den Feldarbeiten nach römischer Sitte, und abhärtendem Lagerbewohnen; (wozu sich niemand verstehen will) es ist ganz kurz abgethan, thut dem gewohnten Geleis nicht den mindesten Eintrag und kostet keinen Heller. Die Korporals müssen es besorgen, kein Offizier bekümmert sich unmittelbar darum. Hier ist es.

Jeder Rekrut, der zu den Regimentern kommt, wird daran gewöhnt, alle Morgen nackt entkleidet und mit zwey Eymern Wasser, wie sie die Jahreszeit liefert, vom Kopf herab begossen zu werden. Das bleibt dann bis zur Entlaßung und wird nur im dringendsten Nothfalle ausgesetzt. Mit jedem Jahre sind mehrere daran ge-

wöhnt, mit der neuen Generation der Kompagnie Alle. Da kommen die Korporalschaften in einem dazu bestimmten Hof oder Garten zusammen und die Taufe geht vor sich. — Ist ein Rekrut etwa schwächlichen Ansehens oder zu Hause weichlich erzogen, giebt man so weit nach, daß man mit etwas erwärmtem Wasser und einem kleinern Maaß anfängt. Das darf aber höchstens nur vierzehn Tage bis vier Wochen dauern, dann zur Regel. In sechs bis acht Wochen sind es junge Kerle so gewohnt, daß ihnen der Gebrauch wohl thun wird, und sie ihn nicht mehr missen werden wollen. Die Wirkung nach Jahren ist eine fast gänzliche Unempfindlichkeit der Haut gegen Nässe und Kälte. Die Hauptquellen der Feldkrankheiten sind verstopft, und so wenig als man die Hand erkältet, wird eines so Abgehärteten ganzer Leib zu erkälten seyn. Man muß aber keine Aerzte darüber anhören; Versuche. Eine Kompagnie zusammengebracht, die aus sechs Jahre lang so behandelten Kerlen besteht, und eine andere dagegen. Nun beyde acht Tage in den salva venia D — gelagert und

gesehen, wie sich die wasserbegossenen zu den gewöhnlichen Konstitutionen verhalten.

Will man es allgemein einführen; so entsteht natürlicherweise Anfangs ein großer Lärm. Die Rekruten fluchen, es reißt sogar hin und wieder einer deshalb aus. Die Mütter und Schwestern heulen. Man kehrt sich aber an nichts. In einigen Jahren bringen die Soldatenweiber den Gebrauch in guten Ruf, dann ist alles gewonnen. Die Offiziere thun es endlich selbst an sich. *)

Vielleicht geht einmal ein Schneider- oder Leinwebergeselle, dem man die Flinte reicht, darüber zu Grunde. Thut nichts. Viele von ihnen verlieren dagegen hierbey die schon durch Vegez gerügte Untauglichkeit.

---

*) In neuern Zeiten frägt man oft: alte oder junge Feldherren? Ich antworte: erzieht sie euch, daß sie im Alter noch Jugendkraft besitzen. So paart ihr Erfahrung und Regsamkeit. Suwarow kann als Vorbild gelten.

Kriegsbegebenheiten.

Von dem Verfasser des Geistes und der kritischen Geschichte der Feldzüge des Prinzen Heinrich.

Mitten im Sturm der Schlacht geliefert, nicht im Sturm der See, entging Nelson den Stürmen des Schicksals; ein Spiel mit Worten, welches hier nicht als eine pretiöse Zierde der Rede, sondern als ein vollständiger Ausdruck der Wahrheit eine Stelle gleich zuerst verdient.

Wer wird einen General nicht beneiden, welcher ein hin und wieder beflecktes Leben bey einem Siege aushaucht, der seiner genievollen Anstalt allein zuzuschreiben ist; der dem Unglück der Zeiten in dem Augenblick entzogen wird, da sein Glück den höchsten Grad schimmernden Glanzes erreicht hatte.

Nelson hat, dem Verfasser dieser Schrift zu Folge, nie Genie blicken lassen, als bey diesem seinen letzten Treffen. Das Durchbrechen einer Linie mit einer Spitze, wodurch er feindliche Schiffe zwischen zwey Feuer brachte, war die Erfindung eines schottischen Priesters, der sie in der Kings-Bench dem Admiral Rodney mittheilte.

Allein dieser Angriff in zwey Kolonnen ist ganz neu und muß als seine eigene Konzeption betrachtet werden.

Der Verfasser dieser Schrift, überzeugt, daß ein Offizier zu Lande auch ein Offizier zur See seyn kann, beschäftigte sich vor vier Monaten mit der See-Taktik. Jene Meynung der Universalität der Taktik auf allen Elementen — in allen Elementen, wenn die neue Erfindung der aeronautischen Direktion vervollkommnet wird — wird die Börse zu Hamburg belachen; sie ist aber durch den steten Gebrauch der Römer und das Urtheil des Folard sanktionirt.

Der Verfasser dachte also, zur See müsse man in Kolonne angreifen, gerade weil es in Linie zu Lande geschehen muß.

Denn alles ist bey der See-Taktik umgekehrt, so wie man auch, um aufzumarschiren, dem Feinde die Flanke zeigt, da die Flanke eines Schiffes seine Kriegsfronte ist. Ich dachte mir das Manöver so:

Die Kolonnen des angreifenden Theils werfen sich auf die Flügel der Linie des Feindes. Das vorderste Schiff legt sich an die Seite des Flügelschiffes der Linie, das zweyte segelt — die Kolonne hat hypothetisch den Wind — auswärts der Linie des Feindes und folglich der sie angreifenden Kolonne, und umgeht zugleich das Flügelschiff. Dasselbe nach der Länge bestreichend, muß es streichen.

Die übrigen Schiffe der Kolonne ziehen sich staffelförmig (par echellon) links und rechts heraus, um die Linie des Feindes aufzunehmen, wenn sie sich rechts und links schwenken sollte, in der Absicht parallel mit dem Feinde zu kommen. Während dieser Zeit sind die Flügelschiffe besiegt und die Ueberlegenheit ist also begründet: denn es ist unmöglich, daß ein Schiff, welches der Länge nach bestrichen, dessen Verdeck also gereinigt,

das heißt mit Blut und Leichen beschmutzt wird, sich während vieler Augenblicke halten kann.

Hat die Linie des Feindes, den man angreifen will, den Wind; so muß man doch ihren Angriff in zwey Kolonnen erwarten, welche sich immer seitwärts ziehen, um mit dem Schiffe an der Spitze auf das Flügelschiff zu stoßen. Die hintern Schiffe — ich meine das nächste in jeder Kolonne — könnte allenfalls rechts und links aus der Kolonne neben dem Winde segeln und dann durch eine Umwendung (Tack) dem Flügelschiffe ebenfalls auf den Leib kommen.

Die Kolonnen müssen immer dicht auf bleiben. Warum ist es denn aber so geschwind entscheidend, wenn an beyden Borden feindliche Schiffe liegen? Ich dächte, dies bedürfte keiner weitern Auseinandersezzung: denn es ist leicht, die Verwüstung, die Unordnung und folglich das Ersticken des Feuers sich vorzustellen, wenn zu beyden Reihen Kanonenlöchern, am Stribord und Backbord, Kugeln hineinfliegen.

Die Ursache der Siege der Engländer,

ohne taktische Flottenmanöver, sondern Schiff gegen Schiff gerechnet, sind:

Erstlich: durch den Richtkeil drücken sie ihre Kanonen so weit hinunter, daß sie in die Kanonenlöcher des Feindes hinein schiessen. Dies richtet um so mehr Verwirrung und Verwüstung unter Franzosen und Spaniern an, je mehr ihre Schiffe stärker bemannt sind, als die englischen. Ihr Feuer wird also dadurch schwach und bald darauf ausgelöscht; hierdurch erfolgt Uebergabe. Franzosen und Spanier schießen zu hoch. Man sage nicht, sie könnten es ja eben so machen. Dies wäre möglich bey einer neuen Marine, aber nicht bey solchen, wo das Vorurtheil alter Routine schon eingenistet ist. Franzosen und Spanier werden also geschlagen und abermal geschlagen, ohne über die Ursachen ihrer Niederlagen nachzudenken, indem sie solche aus Respekt für ihre Routine verehren.

Zweytens: die Schiffe der Franzosen und Spanier sind zu stark bemannt.

Drittens: bearbeiten die englischen Ma-

trosen ihr Schiff, das heißt: die Segel, schneller und behender wie die Franzosen.

Viertens: die Heftigkeit der Franzosen ist körperlich oder äußerlich. Sie bricht in konvulsivische Bewegungen und in Schwatzhaftigkeit aus. Hieraus entsteht sogleich Verwirrung in einem so beengten Raum. Während dieser Verwirrung fährt der Engländer, dessen Hitze blos innerlich und im Willen konzentrirt ist, immer fort, kaltblütig Kugeln in die Löcher hinein zu feuern.

Fünftens: die Gewohnheit zu siegen, Selbstvertrauen, und auf der andern Seite die Niederlage, anticipirt durch die Erwartung derselben.

Hieraus ergiebt sich, daß ohne taktische Zusammensetzung, Schiff gegen Schiff, die Engländer stets siegen müssen. Als Taktiker hat sich aber Nelson nur in dieser Schlacht gezeigt. Seine Anstalt ist aber von der meinigen, wie ich sie mir vor vier Monaten dachte, verschieden. Er durchbrach mit seinen zwey Spitzen die Linie, ohne sie zu überflügeln. Der Feind stand in einem halben Mond von 33 Schiffen, und Nelson durchbrach bey

den Schiffen 12 und 11 auf der andern Seite, von beyden Flügeln angerechnet.

Ein Zeitungsschreiber hat uns einen doppelten halben Mond aufgetischt; eine ungereimte Idee, von der keine Relation auch nur ein Wort sagt. Die beyden Spitzen in der Mitte dieser sonderbaren Positur, wären so recht eigentlich zum Ersticken zwischen zwey Feuern geeignet gewesen. — Zeitungsschreiber sollten nicht ihre eignen Ideen über Kriegssachen zum Besten geben, wenn sie nichts vom Kriege verstehen; sie verbreiten falsche Vorstellungen.

Als Stratege hat sich Nelson nie gezeigt. Seine Reisen nach Egypten, nach Sicilien, seine Fehlgriffe nach einem Feinde, der ihm stets entschlüpfte, zeugen von einem schwachen Kombinationsvermögen. Freylich war die fehlerhafte Anstalt der brittischen Admiralität großentheils die Ursache der Fehler Nelsons. Das sonderbare Blokirungssystem, nach welchem man nichts blokirt, mußte die vagirende Thätigkeit eines Offiziers veranlassen, dessen eigene Beurtheilung nicht zureichte, den Hauptgegenstand des

Feindes unter vielen möglichen Kombinationen auszufinden. Die Admiralität sollte, wie ich glaube, eine Flotte von Linienschiffen in den Dünen halten, eine zweyte in Portsmouth, eine dritte zu Gibraltar. Fregatten müßten die Häfen des Feindes beobachten, und auf seine Handelsschiffe, so wie die Kaper, kreuzen. Sie müßten aussegelnden feindlichen Flotten wie die Hayfische folgen, bis der Ort ihrer Bestimmung gewiß ist. Dann Depeschen zurückschicken, und dann folgte eine Seemacht, welche die ausgeschickte zerstörte. Diesem Systeme zufolge würde der Wurm in Westindien nicht die Schiffe, und das gelbe Fieber nicht die Mannschaft zu Grunde richten. Ostindien selbst würde die hinterher segelnde Flotte hinlänglich früh erreichen, um wichtige Eroberungen zu verhindern: denn die Richtung einer französischen Flotte nach Ostindien ist entschieden, sobald sie den Aequator passirt hat. Bey diesem System gehen nicht Schiffe und Mannschaft durch Blokirungen zu Grunde, die, wie man gesehen hat, ihrem Endzweck nicht entsprechen.

Ganz und gar kann ich aber die französi-

schen Seekombinationen in diesem Jahre nicht bewundern, und sie sind des Genies durchaus unwürdig, welches gegenwärtig die französischen Angelegenheiten leitet. Es war allerdings besser, die kombinirte Eskadre von Toulon nach Ostindien zu schicken, wenn man nichts als eine fruchtlose Spatzierfahrt nach Westindien in der guten Jahrszeit damit beabsichtete. Welches ihre wahre Bestimmung seyn mußte, in Verbindung mit dem Landungsprojekt in England, darüber lese man die hier beygefügte Anmerkung (a) in französischer Sprache, welche ich zur Zeit der Ungewißheit über diesen Gegenstand niederschrieb und hin und wieder mittheilte. Man kann nicht sagen, es sey dem Kayser Napoleon unmöglich gewesen, mehrere Monate vorher ihr diese Bestimmung zu geben; dies wäre ein Einwurf des Blödsinnes, denn zu einer so großen Begebenheit, wie die Invasion in England, muß man schon mehrere Monate vorher alles kombiniren. Man kann es auch, weil hier kein Zufall nicht könnte vorher berechnet werden, wenn man denjenigen einer verlornen Schlacht ausnimmt,

welcher indeß diese Eskader entgangen ist. Unter allen elenden Maaßregeln, war diejenige, sich in Cadix zu stecken, die schlechteste, und der Erfolg hat sie doch warlich nicht gerechtfertigt. Er besteht in einer Vernichtung der französischen Seemacht, welcher sie lehren wird, dem Seekriege mit Linienschiffen zu entsagen. Aber sie können ihn mit Erfolg auf eine andere Art enden.

Durch Flottillen nämlich, mit denen sie eine Invasion vornehmen. Diese Flottillen können ohne Beystand von Linienschiffen übersezzen, und es war gewissermaaßen ein nautischer Pleonasmus, daß ich noch eine Flotte dorthin bringen wollte. Ganz den Linienschiffen entgegen gesetzt, glaube ich, müssen diese kleinen Schiffe in Linie fechten. Sie müssen die großen umgeben, und ein konzentrisches Feuer auf sie richten. Die Wirkung ihres Feuers ist um so stärker, je mehr es außer dem Bereich der kurzen Kanonen der großen Schiffe noch wirksam ist. Die Kürze der Kanonen macht es den Engländern nothwendig, auf der Distanz des Pistolenschusses zu feuern. Senkschüsse lassen sich mit die-

sen Kanonen gar nicht anbringen, daher denn die kleinen Schiffe einer Flottille sich ohne Gefahr dicht am Bord eines Linienschiffes legen können, wenn sie nur hinlänglich schnell manövriren, um vor dem Uebersegeln auszuweichen.

a) Mémoire.

Le plan d'après le quel agit l'Escadre de Toulon.

„Arriver dans la mer du nord par le pas-
„sage du nord autour de l'Ecosse; attirer
„à elle l'escadre du Texel; se présenter
„devant Boulogne, pour protéger la des-
„cente."

Analyse.

L'inaction de ceux, qui connoissent, si bien le prix du tems, leur inaction à Martinique, du 14. Mai jusqu'au 30, prouve qu'on amassoit des provisions pour un voyage de long cours.

La maladie, disent les Anglois: on auroit pu lançer les sains pour conquérir, en gardant les malades. On auroit conquis même avant l'arrivée de Nelson.

Nelson, circonscrit dans les idées nautiques, incapable de grandes combinai-

sons, n'imaginera jamais ce cours au nord; car il faut avoir quelque analogie avec les hommes de génie, pour déviner leurs desseins.

Ce plan, conçu par Napoleon seul, que ceux, qui l'exécutent, n'apprennent que successivement, et que les autres ignorent, ce plan est le plus beau dans les fastes de la guerre. Il rend infaillible le plus grand evénement dans les annales du monde.

On passe sans danger, quand ceux, qui sont destinés à inquièter le passage, sont obligés de se battre contre une flotte, qui arrive par où jamais flotte n'arriva. Cependant la navigation dans ces parages est facile dans cette saison, attendu qu'il n'y fait point nuit.

Mais si le plan est autre? . . . . la modestie m'impose silence.

Berlin 30. Juillet 1805.

Bulow,

Auteur de l'esprit de la guerre moderne, de la nouvelle tactique moderne, des campagnes du Prince Henri de Prusse.

Le 10. Aout 1805.

L'arrivée de cette flotte est sûre dans cette saison, où ni les vents ni les accidens ne contrarient. On vogue comme sur un étang, et si la progression est lente, elle est infaillible, de sorte que les combinaisons peuvent être calculées avec précision. Ce n'est pas comme sur terre, où tant d'accidens peuvent rétarder et interrompre une marche. C'est un homme, qui a traversé quatre fois l'Atlantique, qu'on peut en croire. Nelson, qui n'est qu'un matelot vain, titré et décoré, n'est pas d'étoffe à contrarier les hautes conceptions. — Quelques fausses routes lui en feront faire.

Les juifs et les marchands de Hambourg disent, que la descente en Angleterre est impossible. Les pagnoteries des juifs et des marchands ne font point autorité chez moi. — Ménacer sans frapper seroit l'espièglerie d'un poltron, et l'empereur Napoleon n'est ni espiègle, ni poltron. Le salut de la France, com-

me puissance, est dans la conquête de l'Angleterre.

Les Anglois par leur mauvais système, de vouloir bloquer tous les ports, ont dispersé leurs forçes. Ils n'ont pas douze vaisseaux de ligne dans la mèr du nord et devant Boulogne. La flotte combinée est de quinze. Il y en a dix dans les ports d'Hollande, qui s'y joindroient; de sorte que les François seroient du double plus fort dans ces parages. Or que les Anglois soient des Achilles, des Ajax sur le domaine de Neptune tant qu'on voudra, ils ne pourront mettre hors de combat dans un combat, que le nombre égal au leur. Mais en ce cas les Achilles et les Ajax seroient obligés de s'en aller dans leurs ports avec les Thersites, qu'ils auroient pris; car on sait, qu'en guerre maritime les vainqueurs ont tout aussi bien besoin de se radouber que les vaincus, à moins d'une excessive poltronnerie de ceux-ci, qu'on auroit tort, ce me semble, de vouloir mettre gratuitement sur le compte

de la flotte françoise. Restent donc treize ou quatorze vaisseaux de ligne françois, maitres de la mèr même dans le cas de la victoire la plus étonnante des Anglois. Voilà le résultat heureux de cette grande combinaison.

Les deux ou trois vaisseaux de ligne, que les Anglois peuvent avoir en réserve à Portsmouth ou à Plymouth, ne seroient pas de taille, ce me semble, d'inquièter le passage, que les 14 protegeroient. Ceux qui en bloquent un nombre supérieur à Brest, à Ferrol, ne peuvent bouger et d'ailleurs ils n'arriveroient point à tems. Il n'y avoit que Nelson qui fut mobile. Il falloit l'écarter, et voilà pourquoi il falloit faire fausse route aux isles. Car si on avoit été tout droit à Boulogne, Nelson auroit suivi et d'ailleurs les Hollandois n'auroient pas été débloquès. Voilà encore pourquoi je suis d'avis, qu'il faut faire route autour de l'Ecosse, et rouler les Anglois de leur aile gauche sur leur centre.

Ce n'est pas que les flottilles, dont

le feu rasant est plus dangereux pour les grands vaisseaux, que le feu plongeant de ceux-ci pour la prémière, ne puissent peut-être très bien passer sans protection de flotte; mais il vaut pourtant mieux, de ne rien donner au hazard dans une expédition, qui doit décider, laquelle des deux nations restera maitresse de l'univers.

La flotte combinée a 10 mille hommes à bord; peut-ètre qu'il n'en embarquera trente en Hollande. Boulogne débloqué, on pourroit entrer dans la Tamise et bruler Chatham, que Ruyter a déja brulé dans le 17. siècle.

Montazet und Theresia über Friedrich, im Jahr 1758.

In einer Konferenz, welche der Herr von Montazet, bey seiner Ankunft in Wien, mit der Kaiserin Maria Theresia hatte, drang er auf die Nothwendigkeit, den Krieg gegen den König von Preußen zu ändern. Man müsse sein Heer angreifen, und nicht den Lauf der Elbe und Schlesien. Er redete in folgenden Ausdrücken zu dieser Prinzessin:

„Man will einen stolzen König demü„thigen. Dieser Fürst, den man beugen „will, steht an der Spitze der besten Trup„pen in Europa. Er ist zwar keine Macht „durch Beschaffenheit seines Reichs, aber „durch seine Art den Krieg zu führen und „alle Gesetze zu verachten. Er nimmt alles „ihm Nützliche, wo er es findet; das Elend

„der Völker rührt nicht sein Herz. Alle
„Orte sind ihm gleichgültig. Er liebt Ber-
„lin nicht mehr wie Leipzig und Dresden.
„Sein Thron ist in seiner Armee. Gegen
„diese, Madame, muß der Bund ausschlie-
„ßend kämpfen." — — Herr von Mon-
tazet setzt hinzu: „Dies ist das einzig mög-
„liche Verfahren, obgleich es gefährlich ist.
„Was kann man aber von einem Kleinig-
„keits-Kriege anders, als den Ruin der
„Armee erwarten? Die Unglücksfälle der
„tugendhaften Prinzen werden die Kraft
„ihres Feindes vermehren. Diese besteht
„in der Zahl und Beschaffenheit seiner Sol-
„daten. Der König von Preußen wird
„also immer ein furchtbares Heer haben,
„bis man es durch Flintenschüsse zerstöhrt.
„Er nimmt ohne Skrupel Geld und Waa-
„ren, wo er dergleichen findet; daher wird
„er stets seine Armee besser kleiden, nähren
„und besolden, als irgend ein andrer. So
„sehr auch eine so grausame Kriegsart Ab-
„scheu erregt, so kann doch nur sie den
„Zweck der Alliirten befördern. Befragen
„Ew. Majestät nur nicht die Gefühle ihres

„Herzens; so werden sie finden, daß der „Krieg nur auf diese Art schnell zu endi„gen ist."

Zu diesem Endzweck aber mußte ein kühner General an der Spitze der Oesterreicher stehen; und der Marschall Daun war nicht mit dieser Eigenschaft begabt. „Dieser „Offizier," sagte Herr von Montazet zur Kayserin, „dient Ihro Majestät mit unbe„schreiblichem Eifer. Er ist wahrhaft recht„schaffen, und seine Tapferkeit ist seinem „Diensteifer gleich. Er besitzt Ordnungs„liebe und Wachsamkeit, und kennt das „Detail und die Bedürfnisse einer Armee. „Man muß selbst gestehen, daß er nicht „wenig zur Bildung derjenigen, welche er „kommandirt, beygetragen hat. Dies sind „alles gute Eigenschaften, Madame; was „die Talente betrifft, so kennen Sie sowohl „wie ich diejenigen, welche ihm fehlen; aber „unglücklicherweise haben Ew. Majestät „nicht zu wählen." — „Ich würde ihn ohne „Umstände aufgeopfert haben," antwortete Maria Theresia, „weil ich den Muth be„saß, im vorigen Jahre den Prinzen Karl

„von Lothringen aufzuopfern." Sie setzte hinzu: „ich will Ihnen nicht verhehlen, daß „ich nie mit meinem Herzen mehr, als da„mals gekämpft habe. Ich war das un„glücklichste Geschöpf, so lange meine Unent„schlossenheit dauerte; und wenn nur irgend „Etwas meine Gefühle für diesen Prinzen „gestärkt hätte, so würde ich ihm nie des „Oberbefehls beraubt haben; denn ich kenne „ganz seine Liebe für mich."

Diese letztern Worte der Kaiserin könnten allen Regierungs-Häuptern zur Belehrung dienen. Sie könnten daraus lernen, daß es weniger ihr Herz, als ihre Vernunft sey, welches sie bey Besetzung wichtiger Aemter befragen müssen. Prinz Karl, wie es aus seinen Fehlern im Jahr 1757. erhellt, stand gewiß tief unter dem Marschall Daun. Memoires de Montazet pag. 344.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Friedrich im Feldzuge 1760.

Vom Grafen Montazet, französischen Beobachter bey der Armee von Daun.

Auszug aus seinem Briefe an den Herzog von Choiseul.

Nach der Meinung des Grafen Montazet, französischen Generallieutenants, war Friedrich solchen Gefahren entgangen, denen ein Mann von Vernunft sich nie aussetzt, wenn er nicht die tiefste Verachtung für seine Gegner hegt. Dieser Monarch wollte Schweidnitz über Goldberg erreichen. Ohne die Dispositionen, welche Herr von Montazet bei den Oesterreichern veranlaßte, wäre es ihm gelungen. Der König nahm hierauf eine Stellung, als er seinen Marsch vereitelt sah, in welcher seine Armee durchaus

vernichtet wurde, wenn Daun die Kühnheit großer Feldherrn in sich fühlte; selbst, wenn er der Impulsion nachgegeben hätte, welche der französische General ihm geben wollte. Der König kam nach Liegnitz. Mußten die Oesterreicher einen zweyten Uebergang der Katzbach gestatten, nachdem sie ihn einmal schon geduldet hatten? Sie hätten nie ein südlicheres Objekt seines Marsches, wie Ohlau, einräumen sollen, welches am rechten Ufer der Oder liegt. Sie konnten stets ihn von Schweidnitz und Breslau abschneiden. Die Talente des Marschalls Daun aber waren unter seinem Amte, und keinem unter seinen Offizieren konnte er etwas anvertrauen; denn die Herrn von Lascy und Laudon befehligten stets abgesonderte Korps. Als das Laudonsche Korps allein gegen die ganze preußische Armee ein Treffen lieferte, machte der Rest der österreichischen Armee keine Bewegung, ihm zur Hülfe zu kommen und die Katzbach zu passiren. Selbst den Tag nach dieser Begebenheit konnte man den Feind mit Vortheil angreifen. Der Marschall wußte aber selbst sehr wohl, wel-

che Eigenschaften ihm fehlten. Er vermied also jede Gelegenheit, wo man coup d'oeuil, Thätigkeit und Entschlossenheit haben mußte. Er wußte sehr gut, daß er auch bey seinem Generalquartiermeister Zischkowitz diese Eigenschaften nicht finde. Daher widerstand der König von Preußen mit einer Armee von 30 bis 40 tausend Mann einer andern von hunderttausend. Er ermüdete sie selbst, und am Ende hätte er sie zu Grunde gerichtet. Denn, wenn 40 tausend hundert tausend in Bewegung bringen, so müssen diese doppelt so viel Beschwerlichkeiten dulden.

Der König besaß noch einen andern Vortheil über die Oesterreicher; denjenigen, daß er schlug, wenn er wollte, ausgenommen, wenn er sich überfallen ließ, wie es bey Hochkirch geschah. Dies heißt nicht, daß er sich von seinen Feinden entfernte, oder Stellungen wählte, die unangreifbar waren; im Gegentheil, ging er allenthalben hin, und wenn er nur einen Ausweg hatte, so war er gewiß davon Nutzen zu ziehen; denn er besaß Eigenschaften, von denen er wohl wußte, daß sie seinen Feinden mangelten:

Thätigkeit, Verschlagenheit und Entschlossenheit. Die Oesterreicher hatten dagegen nur Tapferkeit und überlegene Anzahl aufzuweisen; allein der erste dieser Vortheile geht verloren, wenn man sich nicht schlägt, und der zweyte ist öfters lästig.

In der österreichischen Armee war überdies keine Einigkeit. Die Eifersucht herrschte darin, und der Marschall Daun hatte viele Feinde. Dem Herrn von Lascy fehlte es auch nicht daran, und Herr von Laudon hatte deren einige, aber von der ersten Klasse; unglückliche Wirkung der übertriebenen Exaltation des Wiener Hofes zu seinem Vortheil.

Die Kaiserin selbst sagte zum Herrn von Montazet, daß dieser Offizier, dem sie übrigens Eigenschaften zugestehe, viermal des Tages seine Meinung ändere, und daß es nicht klüglich sey, ihm große Unternehmungen anzuvertrauen. Der Fürst Kaunitz war freylich nicht dieser Meinung; allein ohnerachtet seines Einflusses über die Kaiserin, war es doch nicht wahrscheinlich, daß er hierin die Meinung dieser Fürstin ändern

werde, sonderlich, wenn die Marschallin Daun sie unterhielt; eine sehr geschickte, einschmeichelnde und unablässige Frau, welche über den Geist der Maria Theresia eine große Ascendenz erlangt hatte.

Herr von Lascy verursachte dem Marschall und der Marschallin mehr Unruhe, weil sie wußten, daß die Kaiserin viel auf ihn hielt. Allein sie wurden vom Fürsten Kaunitz beruhigt, der ihnen selbst beistand, und nur den Herrn von Laudon, keineswegs aber den Herrn von Lascy liebte. Dieser Minister theilte diese Abneigung mit sehr vielen Höflingen und Männern in der österreichischen Armee, welches um so weniger befremdend war, weil Herr von Lascy ganz und gar kein biegsamer Hofmann, sondern, wie Herr von Montazet sich ausdrückte, ein Mann von Eisen war. Die Abneigung, welche man von zwey Seiten gegen diese beyden Generale hegte, war also die Hauptstütze des Marschalls Daun.

Herr von Laudon hatte sich vielleicht in seinem letzten Treffen mit dem Könige von Preußen — bis Liegnitz — zu weit vorge-

wagt; allein Herr von Daun hatte weder Hand noch Fuß bewegt, ihn loszueisen. Vielleicht wäre ihm ein solcher Versuch nicht geglückt, weil das Treffen begann, ehe die Armee die Katzbach passirt hatte, und weil sie eine Meile vom Angriffspunkt entfernt war. Der Marschall hatte bey dieser Gelegenheit sehr unrecht, daß er den Herrn von Laudon nicht von der Unordnung benachrichtigte, welche in der Nacht in der Armee waltete, und die um mehr als eine Stunde die Ankunft der Truppen auf den bestimmten Sammelplatz verspätete.

Ein andrer Vorwurf, den Herr von Laudon seinem General machen konnte, war die Abrufung von acht Bataillonen und drey Infanterie-Regimentern, die Herr von Daun wohl entbehren, Laudon aber sehr gut in seinem Treffen gegen den König von Preußen brauchen konnte. Eben diese Besorgniß des Generals Daun, immer seine Leute beysammen zu halten, erleichterte dem Könige den Uebergang der Katzbach bey Goldberg. Wenn man den Herrn von Lascy nicht der linken Flanke näher gezogen hätte,

so hätte dieser Prinz nie den Uebergang gewagt.

In Rücksicht der Russen sah der Graf Montazet wohl voraus, daß die Höfe von Petersburg und Wien vergeblich ihren Generalen befehlen würden, übereinstimmend zu handeln, denn ihr gegenseitiger Haß war eben so stark, als ihre Verachtung. Herr von Soltikof sprach öffentlich sehr unanständig vom Marschall Daun; letzterer war gemäßigter und zurückhaltender, aber im Grunde der Seele dachte er eben so von dem andern.

Auf der andern Seite blieb Herr von Fermor stets bey der russischen Armee, ohnerachtet aller Bemühungen des Wiener Hofes, ihn abrufen zu lassen. Dieser Mann war äußerst fein und rachsüchtig, und stand bey seiner Armee mehr in Ansehen, als man dachte. Man glaubte indeß doch, daß die Russen den Winter über in Schlesien bleiben würden. Herr von Montazet war gar nicht dieser Meinung, 1. weil die Moskoviter ein Interesse hatten, sich der Weichsel zu nähern, 2. weil Herr von Soltikof und die

andern Generale nicht gern ein Uebereinkommen sehen konnten, welches sie in der Abhängigkeit von den Oesterreichern erhielt, und welches sie an einen Plünderungs-Krieg verhinderte, der ihnen einzig nur am Herzen lag. Der Versuch des Generals Laudon gegen Breslau hatte sie sehr aufgebracht, weil sie dachten, man wolle ihnen eine Beute wegnehmen, auf welche sie rechneten; und der russische General hatte nur unter der Bedingung dem Herrn von Laudon zu dieser Unternehmung Hülfe versprochen, daß er mit ihm die Kriegssteuer einer so reichen Stadt theilen solle.

Zu diesen Nachtheilen seiner Lage, gesellte sich noch die Abhängigkeit des Marschalls von seinem Hofe. Er schickte den Herrn von Pellegrini an denselben, um Befehle für die übrigen Operationen des Feldzuges zu erhalten, welche sich auf die Belagerung von Schweidnitz einschränkten, im Fall die Russen gar keine Hülfe leisten wollten. Vielleicht war der General erfreuet, einen Mann am Hofe zu haben, der die Affaire an der Katzbach beschönigen könne.

Wenn die Sachen nur noch irgend in ihrem Zustande blieben, so mußte man besorgen, daß der Rest des Feldzuges ohne irgend etwas zu thun verstreichen werde. Es war sogar besser, die Armee in Unthätigkeit zu lassen, als kraftvolle Dinge vorzunehmen; denn die Maschine war dazu nicht organisirt, und man hätte ihr andre Triebfedern geben müssen, um sie der Gefahr einer Probe auszusetzen.

Vergeblich sagte man: der König von Preußen sey fast ruinirt; seine Truppen wären nicht mehr dieselben; er habe keine Generale u. s. w. Dies konnte einigermaßen wahr seyn; allein sein Geist, welcher alles belebte, war noch immer derselbe, und die Oesterreicher lagen noch immer in ihrer vorigen Schlafsucht.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Vorstellungen des Herrn von Montazet den lebhaftesten Eindruck auf den Staatsrath des Königs von Frankreich machten, weil dieser Monarch dem Herzog von Choiseul Befehl ertheilte, dem Herrn von Staremberg zu erklären, daß, weil Marschall Daun seine

Art Krieg zu führen nicht ändern könne, Frankreich sich nicht ruiniren werde, und daß eine ewige Wiederholung sehr kostbarer Feldzüge, die zu nichts führten, nicht zuläßig sey. Man sagte ihm also vorher, daß, wenn er in diesem Jahre mit seiner Uebermacht gegen den König von Preußen die Absichten des Bundes nicht erfülle, man im nächsten Winter Friede schließen werde. Diese Sprache war dieselbe, welche Herr von Montazet, beym Anfang des Feldzuges, zu Wien führen mußte; und der Hof von Versailles schien damals sehr geneigt, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen.

Oesterreichischer Kriegsrath und Schlacht von Torgau.

Aus den Memoiren des Grafen Montazet.

Der König von Preußen hatte die Elbe unterhalb Dessau passirt. Auf diese Nachricht marschirte General Daun nach Eilenburg. In dieser Position erfuhr er den Marsch des Königs nach Kemberg. General Lascy erhielt sogleich Befehl, auf das linke Ufer der Elbe überzugehen, und er entschloß sich, wieder nach Torgau zu marschiren, um diesen wichtigen Posten zu behaupten. Er machte Dispositionen, die Reichsarmee zu unterstützen, wenn sie angegriffen würde. Diese und die Würtembergische sollte zuerst

angreifen, damit die Oesterreicher zum Schutz von Leipzig heranrücken könnten. Dies konnte indeß keine große Beruhigung für die Sicherheit dieses Platzes gewähren; was Torgau betraf, so schien der Marschall völlig entschieden, diesen Ort und das rechte Ufer der Mulde zu behaupten. Der König ging aber bald bey Duben über diesen Fluß und lagerte sich auf den Höhen von Eilenburg. Hierdurch wurde die Gemeinschaft der Oesterreicher mit der Reichsarmee unterbrochen und Leipzig mußte bald dem Könige von Preußen in die Hände fallen.

In diesen schwierigen Umständen versammelte der Marschall am 1sten November zu Groswig, wo er lagerte, die Generale der Kavallerie und Infanterie, die Generallieutenants der Armee und den Grafen von Montazet, um sie um ihre Meinung, was nun anzufangen sey, zu ersuchen.

Der Marschall fing mit Auseinandersetzung der Gründe an, weshalb er die gegenwärtige schwierige Lage nicht abzuwenden vermöchte. Er beklagte sich über die Manöver der Reichstruppen und der Würtember-

gischen, und nachdem er von dem Vergangenen gesprochen hatte, kam er auf das Gegenwärtige. Er sagte, er habe ausdrücklichen Befehl von seinem Hofe: Leipzig, Torgau und Sachsen, es koste was es wolle, zu behaupten. Er solle selbst eine Schlacht unter den größten Gefahren wagen, ehe er irgend etwas dem Feinde einräumte; und wenn der Angriff ihm unmöglich seyn sollte, so wolle der Hof, daß er Torgau behaupte, bis es entschieden sey, er könne dort nicht mehr subsistiren. Er fragte die im Kriegsrath gegenwärtigen Offiziere, ob sie es für besser hielten, den Feind anzugreifen, als ihn da, wo sie wären, zu erwarten. Diese beyden Maaßregeln wären nur zu ergreifen, und er bitte, ihm über die eine und die andere Licht zu geben. Der beklagenswerthe Zustand der Artillerie, die Folgen einer verlornen Schlacht in der Lage wo man wäre, die Superiorität des Königs von Preußen, waren die drey Gegenstände, welche der Meinung fast aller Mitglieder des Kriegsraths zur Grundlage dienten, und die drey kommandirenden Generale, Stampach,

Okelly und Eberstein ausgenommen, welche der Meinung waren, man müsse dem Könige entgegen gehen und ihm eine Schlacht liefern, waren fast alle darin einstimmig, man müsse auf das rechte Ufer der Elbe übergehen und diesen Fluß aufwärts marschiren, um die Armee der Kaiserin und die Stadt Dresden zu erhalten, welche man gewiß, im Falle eines nachtheiligen Gefechtes, verlieren würde.

Herr von Buccow redete lange im Deutschen und Französischen; allein er brachte seine Ideen auf eine so seltsame Art zum Vorschein, daß die ganze Versammlung über ihn lachte und er selbst am Ende ebenfalls; man begriff indessen so viel, daß er nicht der Meinung sey, zu attakiren.

Nachdem alle diese Generale gesprochen hatten, machte der Marschall Daun dem Grafen Montazet ein sehr verbindliches Kompliment und bat ihn, ebenfalls seine Meinung zu sagen.

Herr von Montazet zeigte dem General die Befehle seines Hofes vor: er solle nichts vorschlagen, nichts fordern, noch weniger

etwas von der Armee verlangen, welche Daun befehligte. Er sagte ihm, daß die Kayserin und der König von Frankreich, beyde durch die engste Freundschaft und ein unbegrenztes gegenseitiges Zutrauen verbunden, übereingekommen wären, sich gegenseitig nicht bey der Operation der Armee zu hindern; überzeugt, daß jeder sein Bestes thun werde. Das, was er also sagen werde, sey ganz allein als der Ausbruch seines Eifers für die gemeinschaftliche Sache zu betrachten.

Er sagte: daß die Befehle des Wiener Hofes, von denen er bis jetzt nichts gewußt habe, so deutlich und bestimmt wären, daß er nicht glaube, es sey erlaubt, von ihnen abzuweichen. Der Hof wolle, daß man Sachsen behaupte, oder sich schlage. Es stehe den Generalen nicht zu, die Gefahren und Folgen einer unglücklichen Schlacht zu untersuchen. Der Hof habe wahrscheinlich beydes überlegt, bevor er so bestimmt gesprochen habe.

Hierauf berief sich der Graf Montazet auf den General und fragte ihn: ob er dies nicht gesagt habe. „Ja," antwortete der

Marschall, „und ich frage, was Sie in mei„ner Lage thun würden?" Herr von Montazet antwortete, daß, obgleich er überzeugt sey, der Marschall bedürfe nicht seines Raths, und daß sein Entschluß schon gefaßt sey, er dennoch zur Sache schreiten wolle.

Er sagte: ihm scheine der Posten der Oesterreicher sehr schlecht zu seyn; nicht weil der König sie darin angreifen werde, sondern weil er sie darin blokiren und auf dem rechten Ufer der Elbe die Gemeinschaft mit Dresden ihnen abschneiden könne. *) Es sey selbst zu besorgen, daß wenn man dem Könige nur einige Zeit lasse, zu Leipzig seine Subsistenz anzuordnen, er sich bey Belgern und Strehla setzen und Brücken über die Elbe schlagen würde, welches den Oesterreichern sehr beschwerlich fallen müßte.

Herr von Montazet war also der Meinung, es sey kein Augenblick zu verlieren, man müsse sogleich aus diesem Posten zur Ver-

*) Dies ist auch die Meinung des Generals Warnery, der General Tempelhoff so entschieden widerspricht.

stärkung des Herrn von Lascy fortgehen, welcher dem Feinde gegenüber mit dem Rük-ken an der Mulde stehe und dessen Linke sich jenseits der Stadt Eilenburg erstrecke. Bleibe der Feind in seinem gegenwärtigen Lager, so könne man ihn leicht auf seiner Linken angreifen; wenn er aber die Höhen besetze, welche eine Viertelmeile vor seiner Fronte lägen, dann müsse man seine Rechte umgehen und sich zwischen Schilda und ihm setzen, ihn anzugreifen, wenn es möglich sey, oder seinen Angriff herbeyzulocken.

Nachdem Herr von Montazet alle diese Gründe vorgetragen, sagte er: daß, da die einstimmige Meinung sey, nicht anzugreifen, wegen der Schwierigkeit in der übeln Jahreszeit eine schlecht bespannte Artillerie fortzubringen, so könne man nichts Besseres thun, als entweder den König von Preußen zwingen anzugreifen oder sich zurückzuziehen. Er sey also der Meinung, selbst diese Nacht müsse man gegen den Feind ziehen, und nach der Position, worin man ihn finde, entweder ihn angreifen oder seine Rechte überlangen und die von ihm bezeichnete Stellung nehmen.

Als Herr von Montazet geendet hatte, nahm der Marschall Daun das Wort und sagte: er würde ohne Zweifel der Meinung des Herrn von Montazet seyn, wenn er keinen Entschluß gefaßt hätte, der in gegenwärtiger Lage noch schicklicher für die Oesterreicher sey, nämlich Torgau, es koste was es wolle, zu behaupten und bis zur äußersten Verzweiflung darin zu beharren. Er dankte allen versammelten Offizieren für ihre Meinung und wiederholte, er werde felsenfest bey diesem Entschlusse beharren; allein der König trieb ihn sehr bald aus dieser Position bey Torgau.

Dieser Prinz, welcher bey Schilda gelagert war, gab am 3ten dem General Ziethen den Auftrag, die österreichische Armee von hinten mit einem Korps von ohngefähr 12 tausend Mann anzugreifen. Er sollte durch Klitschen hervorkommen, während der König selbst mit der Haupt-Armee in der Fronte und Flanke angreife, indem er durch das Gehölz von Siptitz zum Vorschein käme, welches seine Bewegungen verbergen sollte.

Herr von Ziethen, welcher den kürzern Weg hatte, fing gegen Mittag seinen Angriff an. Dieser Angriff bestand zuerst in Zurücktreibung einiger Bataillone Kroaten, welche die Oesterreicher in den Gehölzen postirten, die ihre Linie trennten.

Um drey Viertel auf zwey Uhr kam der König an verschiedenen Orten aus dem Walde vor dem linken Flügel des Marschalls Daun zum Vorschein. Hier machte er seinen Hauptangriff. Kurze Zeit darauf formirte sich seine Reuterey vor der Fronte des österreichischen Lagers, sonderlich gegenüber dem rechten Flügel, und um halb drey Uhr wurde der Marschall Daun in der Fronte, in der Flanke und im Rücken angegriffen. Die beyden Armeen liefen mehr denn zwanzigmal gegen einander an und kämpften, ohnerachtet der Nacht, ohne daß der König einen Augenblick Vortheil erlangt hätte. Er konnte nur einige Kanonen aufpflanzen, welche den Oesterreichern sehr wenig beschwerlich fielen. Die Schlacht schien geendet, als das Ziethensche Korps, welches

hinter dem linken Flügel entlang gezogen war, noch einen Angriff machte, der nicht gelang. Es versuchte einen zweyten, der nicht vier Minuten dauerte, welcher aber den linken Flügel der Oesterreicher zurückwarf und ihn von einem Theile des Terrains vertrieb, welcher den Rest des Lagers ein wenig überhöhete. Es verbreitete sich hierauf unter den österreichischen Truppen das Gerücht, man müsse sich nach Torgau ziehen. Sie zogen sich zurück, ohne daß man sie verfolgte. Diese Truppen, welche am Tage siegreich gewesen waren, überließen am Abend einen Theil des Schlachtfeldes ihrem Feinde, und Marschall Daun, man mochte ihm sagen was man wollte, bestand darauf, am 4ten des Morgens sich gänzlich zurückzuziehen, welches er ohne Hinderniß bewerkstelligte, indem er auf beyden Ufern der Elbe nach Kaidorff zog.

Herr von Montazet behauptet, daß der König von Preußen nicht nöthig hatte, diese Schlacht zu liefern, in welcher er mehr wie die Oesterreicher verlor, obgleich er im Be-

sitz von Torgau blieb. *) Er konnte ohne Treffen den Marschall Daun im Lager von Plauen zuvorkommen; er konnte ihm die Vertheidigung von Dresden sehr erschweren, und ihn selbst in dieser späten Jahreszeit aus Sachsen werfen. Der vollständigste Sieg konnte ihm nicht größere Vortheile bringen.

Der Tapferkeit der österreichischen Truppen gebührt die Gerechtigkeit, daß sie dem Könige von Preußen den Besitz des Schlachtfeldes theuer verkauften. Es ist wahrscheinlich, daß wenn eine Flintenkugel nicht dem Marschall Daun das Bein durchbohrte, ob er gleich noch zwey Stunden nachher zu Pferde blieb, die Preußen nie den linken Flügel der Oesterreicher über den Haufen geworfen hätten; obgleich diese, indem sie Torgau verließen, ihre Niederlage gleichsam eingestanden. Herr von Montazet versichert, daß der König ein Drittheil seiner Armee in dieser mörderischen

---

*) General Warnery ist eben dieser Meinung. General Tempelhoff steht isolirt mit der entgegengesetzten.

Schlacht verlor. Man nahm ihm 5 tausend Gefangene ab. Dieser Offizier meint: der König habe nicht nöthig gehabt, 18 tausend Mann aufzuopfern, um dem Herrn von Ziethen die Ehre zu verschaffen, eine von ihm verlorene Schlacht wieder herzustellen. Man glaubt, daß er diesem General eine Stunde vor Nacht sagen ließ: sein Kopf solle für den Ausgang haften, und daß dies den späten Angriff des Ziethen veranlaßte.

De la

Bataille de Leuthen,

gagnée par le Roi de Prusse le 5. Octobre*) 1757, contre l'armée imperiale aux ordres du Prince Charles de Lorraine.

Dieser Aufsatz, der sich in Nro. 2. des Memorial topographique et militaire befindet, ist theils eine Uebersetzung der Relation, welche der H. General von Tempelhoff, im ersten Theile seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, von dieser Schlacht geliefert hat, theils von Lloyds Bemerkungen über dieselbe. Am Schlusse aber sind noch einige Betrachtungen über die Entstehung des Angriffs in einer schrägen Linie eingeschaltet.

*) Muß heißen den 5. December.

Zuförderst entwirft der Verfasser ein gedrängtes Bild, sowohl von dem Ursprunge des siebenjährigen Krieges, als dessen Begebenheiten bis zur Schlacht von Leuthen, das nichts Neues, wohl aber einen politischen Irrthum enthält. Der Verfasser behauptet nämlich, daß es der Kayserin Königin, nachdem sie sich des Beystandes von Rußland und Sachsen versichert hatte, gelungen sey, auch Frankreich dem Könige von Preußen abspänstig zu machen. Das Wort gelungen ist aber hier sehr relativ, und kann nur insofern einen Sinn haben, wenn man annimmt, daß Frankreich, von dem mit England verbündeten Könige von Preußen verlassen, oder gering geschätzet, nothgedrungen zur österreichischen Parthey überging.

Frankreich, dieser dreyhundertjährige Feind des Hauses Oesterreich, würde nie von der Allianz mit Friedrich II. diesen bisher so thätigen Mitwirker zur Zergliederung der österreichischen Monarchie abgegangen seyn, hätte es an denselben, noch wie ehemals, einen Anhaltspunkt gefunden. In den Jahren, in welchen die Convulsionen, die

dem siebenjährigen Kriege vorangingen, den größten Theil von Europa noch in schwankende Bewegung erhielten, ließ es nichts unversucht, sich an Preußen fester anzuschließen: denn das damals noch patriotisch denkende französische Ministerium kannte die Wichtigkeit der Allianz mit Preußen zu genau, um geflissentlich von dem alten erprobten Systeme eines Heinrich IV. und eines Richelieu abzugehen. Nur der Traktat von Westmünster, durch welchen, gegen alle Erwartung Friedrich sich (1756.) mit England verband, gab der Sache den Ausschlag. Frankreich, schon seit einem Jahre im Kriege gegen Großbrittannien begriffen, und zu schwach, dessen Seemacht zu widerstehen, bedurfte eines mächtigen Bundesgenossen, um auf dem festen Lande den Krieg mit mehrerem Glücke zu führen. Nichts war daher natürlicher, wie wohl seinem wahren Interesse nachtheiliger, als das die Welt in Staunen setzende Bündniß mit Oesterreich; zu welchem die gegenwärtige politische Lage von Europa, die Intriguen des Grafen Kaunitz, der Stolz der Mar-

quise von Pompadour; ihr entschiedener Einfluß auf den schwachen, alles mit Leichtsinn behandelnden Ludwig; die dadurch erfolgte Entfernung der ächten Stützen des Staats, und das inconsequente Benehmen des Grafen Stainville, französischen Botschafters am Wiener Hofe, das Ihrige treulich beytrugen. —

Die Uebersetzung, welche der Verfasser von der Tempelhoffschen Relation dieser Schlacht liefert, ist so weit richtig, nur daß, — wie man es nicht selten bey den französischen Uebersetzern deutscher Bücher antrifft, — so manche Nachlässigkeiten, sowohl in Verdrehung der Namen, als unrichtig angegebenen Datis, vorfallen. So ist z. B. hier das preußische Grenadierbataillon Oesterreich durch Autriche übersetzt, als wenn nicht auch eine Familie von Oesterreich existire; statt Heyden steht Hudil u. d. m.*)

Lloyds Kritik über das Benehmen des

*) Es ist unglaublich, wie französische Schriftsteller inkonsequent mit der deutschen Nomenklatur umgehen. So hat neuerlich einer derselben in seiner

Prinzen Carl von Lothringen vor der Schlacht betreffend; so urtheilt er ganz recht, wenn er behauptet: der Prinz hätte, — als er die Nachricht von der Ankunft des Königs erhielt, — sogleich vorrücken müssen, um die Vereinigung der geschlagenen Beverschen Armee, mit der, welche der König aus Sachsen anführte, zu hintertreiben. Nach seinem Vorschlage hätte der Prinz eine Position zwischen Lignitz und Parchwitz nehmen, und ein großes Corps auf die Höhen von Pfaffendorf stellen sollen; und unter diesen Umständen bleibt es sehr wahrscheinlich, daß der anrückende König, der ein Magazin zu erreichen suchen mußte, dem es an hinlänglichen Geschütze mangelte, und der zu schwach war, um sich mit einem ihm sechsmal überlegenen Feinde zu messen, in die größte Ver-

---

Beschreibung der Hannöverschen Lande behauptet: daß im Lüneburgischen sich eine nomadische Völkerschaft befände, die man Heydeschnücky nenne; da doch bekannt ist, daß nur die zahlreichen Heerden Schaafe, die auf dieser weiten Ebene geweidet werden, nicht aber die Menschen, Heydeschnücken heißen.

legenheit, vielleicht in die Unmöglichkeit versetzt worden seyn würde, sich mit dem Ueberreste der Beverschen Armee so glücklich zu vereinigen, als er es wirklich that; zumal wenn Prinz Carl die zahlreichen Streitkräfte, die ihm zu Gebothe standen, mit Einsicht zu benutzen bemüht gewesen wäre.

Wenn Lloyd hingegen es dem österreichischen Heerführer verarget, daß nach der Vereinigung des Königs mit General Ziethen, er nicht in dem festen Lager hinter der Lohe stehen geblieben sey, um die Preußen dort zu empfangen und sehr wahrscheinlich zu vernichten; so ist zwar der Einwurf — so viel grausame Aufopferung an Menschen er auch voraussetzet — der bekannten österreichischen Taktik angemessen, dagegen aber ist auch der Entschluß, den Prinz Carl faßte, seinem so wenig zahlreichen Feinde entgegen zu gehen, und durch eine zweyte Schlacht das Schicksal von Schlesien zu entscheiden, nicht zu verwerfen. Es wäre gewiß, — alle dem Prinzen gespendete Schmeicheleyen abgerechnet, — unter der

Würde eines so mächtigen, erst kürzlich sieg-reichen Heeres gewesen, sich gegen einen, an Anzahl so geringen Feind, in unangreifliche Verschanzungen einzukerkern, zumal es eine unbestrittene Wahrheit bleibt, daß der angreifende Theil fast jederzeit Vortheile über den sich blos vertheidigenden behält. Man kann es daher dem Prinzen Carl nicht als einen Hauptfehler anrechnen, daß er sein Lager hinter der Lohe verließ, um dem Feinde entgegen zu gehen; nur in der Anwendung dieses Marsches und in der Art, wie er sich, sowohl auf demselben als während der Schlacht, benahm, wurden ganz unverzeihliche Fehler begangen und dadurch die schrecklichen Folgen herbey geführet, die sein Heer trafen. Wäre — nachdem er verabsäumet hatte, die Vereinigung des Königs mit dem Ziethenschen Corps zu hintertreiben, — sein Marsch über das Schweidnitzer Wasser nicht so nachlässig betrieben worden; hätte seine allzugroße Sicherheit nicht seine Bäckerey dem Könige in die Hände gespielet; wäre er nicht, bey der plötzlichen Erscheinung der Preußen, vom An-

griffskriege wieder zum Vertheidigungs-Systeme übergegangen; hätte diese Maasregel ihn nicht mancher Vortheile beraubt, die ihm seine große Uebermacht bey einer klügeren Disposition gewährte; und hätte er sich nicht durch Friedrich II. künstliche Manövers eben so, als durch das Geschrey des zuvor die Preußen so geringschätzenden General Luchesi zu falschen Schritten verleiten lassen: so wäre der Entschluß einer Offensive gar nicht zu tadeln gewesen. Dagegen war die österreichische Schlachtordnung, — so wie es auch Lloyd bemerkt, — nicht gut gewählt; dadurch, daß der Prinz Carl seine ganze Reserve nach dem nur in der Einbildung bedroheten rechten Flügel zog, verlor der linke seine Unterstützung. Zu spät ward man des Königs ernstlichen Angriff gewahr, und nun mußte eben diese Reserve, so zu reden, in Galopp wieder dahin ziehen, wo sie eigentlich von Nutzen gewesen wäre; ihre Kolonnen begegneten schon die zurückgeschlagenen Regimenter. Dies hinderte ihren Aufmarsch, ja riß sie sogar mit zur Flucht fort, und so mußte der Sieg Friedrich II.

verbleiben, da er, mit der äußersten Geschicklichkeit, die größte Masse seiner Streitkräfte auf einen und denselben Punkt agiren ließ.

Sehr richtig bemerkt auch Lloyd: wie Prinz Carl darin fehlte, daß er seinen rechten Flügel zu spät, und erst dann, als das Dorf Leuthen bestürmet wurde, vorzog. Hätte er solchen früher in Bewegung gesetzt, um den, auf Kosten des angreifenden rechten, so sehr geschwächten preußischen linken Flügel mit überwiegender Macht anzugreifen: so hätte das, was jener mit vieler Anstrengung zu bewirken trachtete, leicht wieder verloren gehen, und der schon halb erfochtene Sieg sich plötzlich auf die österreichische Seite neigen können. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie, sobald Feldmarschall Daun sich mit dem österreichischen rechten Flügel zum Soutien des Dorfes Leuthen in Bewegung setzte, die ersten Kanonenschüsse, die den preußischen linken Flügel trafen, ein panisches Schrecken bewirkten, und 6 Bataillone bewogen, ohne Noth die Linie zu verlassen. Hieraus läßt sich leicht erklären,

daß wenn dieser Angriff mit mehrerer Ausdehnung und Kraft wäre unternommen worden, Lloyds Voraussetzung, so wie die unsrige, wohl nicht ungegründet gewesen wäre.

Wenn übrigens Lloyd, der am Tage der Schlacht Adjutant des General Lasci war, behauptet: Prinz Carl hätte, — sobald er sich von dem muthmaßlichen preußischen Angriff überzeugt gehalten, — besser gethan, sogleich wieder über das Schweidnitzer Wasser zurück zu gehen, und eine feste Position hinter demselben zu nehmen; so scheint er von der damals gewöhnlichen, und seit der Schlacht von Kollin in ein System gebrachten österreichischen Taktik, Friedrich II. blos durch unangreifliche Positionen hinzuhalten, angesteckt zu seyn, wenn gleich eine doppelt überwiegende Macht den Heerführer berechtiget, den ungleich rühmlicheren Weg des Angriffs einzuschlagen. Und wenn er hiernächst den König, — falls derselbe es vielleicht zu gefährlich gehalten haben sollte, den Uebergang über das Wasser und den Angriff des österreichi-

schen linken Flügels zu bestehen, — nach Striegau marschieren läßt, um den Prinzen, durch die bedrohete Gemeinschaft mit Böhmen, aus seinem Schlupfwinkel zu lokken; so schlägt er dagegen die Position zwischen Hohengiersdorf und Freyberg vor, um sich dieser Gemeinschaft zu versichern. Man sieht indessen nicht wohl ein, wie ein dergleichen retrogrades Manöver dazu hätte beytragen können, den Besitz des zum Theil schon eroberten Schlesiens zu sichern: denn, wenn gleich das österreichische Heer aus den gewählten Posten nicht leicht durch Gewalt zu vertreiben war; so zwang doch schon der einbrechende Winter dasselbe, sich nach den Winterquartieren in Böhmen umzusehen, maßen solche, diesseits des Gebirges zu behaupten, die so unsichere Gemeinschaft mit den dortigen Magazinen in die Reihe der Unmöglichkeiten setzte. In diesem Fall wäre Breslau, — falls es nicht zugleich mit verlassen worden — eben so wie Schweidnitz en prise geblieben, und Prinz Carl würde — zwar mit viel geringerm Verlust an Menschen und Geschütz —

einen eben so zwecklosen Feldzug geführet haben, als wenig Ehre bringend der Charakter war, den die Schlacht bey Leuthen demselben anpassete.

So viele Vortheile auf Seiten der Oesterreicher auch Lloyd in dem bloßen Vertheidigungs-Systeme setzt; so gewiß es auch die Meinung des Hofkriegesraths zu Wien gewesen seyn soll, bey der Annäherung des Königs durchaus jede Schlacht zu vermeiden, vielmehr Schlesien zu verlassen und die Winterquartiere in Böhmen zu beziehen *): so bleibt doch der Satz wahr, daß nicht eigentlich der Entschluß des Prinzen, dem Feinde mit weit überlegenen Streitkräften unter die Augen zu treten, sondern die zu geringe Einsicht und Unschlüssigkeit, mit denen er ausgeführt worden, so wie die begangenen, — oben gerügten, — Fehler, den Verlust der Schlacht eben so nach sich ziehen mußten, als die künstlichen Dispositionen des Königs zum zweckmäßi-

*) Man sehe: Politisches Journal, Jahrgang 1802.

gen Angriff, und deren so pünktliche Ausführung, diesem den Sieg verschafften.

Dies künstliche Manöver bestand, nach Guiberts davon gegebenen Definition, in der Anwendung des bis dahin nicht viel bekannt gewesenen Systems: die stärkste Masse der Streitkräfte auf ein und eben den Punkt wirken zu lassen, und dagegen den zweiten, als den geflissentlich geschwächten Flügel, dergestalt zurück zu halten, daß derselbe mit dem Feinde nicht handgemein werden könne. Dies System nannte man den Angriff in schräger Linie, und über dasselbe erlaubt sich der Verfasser des oben benannten Aufsazzes einige Bemerkungen, die einiger Erklärung bedürfen.

„Man muß sich wundern," — sagt der Verfasser, — „mit welcher Gefälligkeit „Tempelhoff die Vortheile des schrägen „Angriffs rühmt, um dem Könige von „Preußen die alleinige Ehre der Erfin„dung dieses großen, sehr viel Geschicklich„keit voraussetzenden Manövers zuzuwen-

„den.“ Er behauptet ferner, die Erfindung desselben sey nicht neu, indem sowohl Alexander der Große in der Schlacht bey Arbela, als auch Epaminondas in der von Mantinea solche schon angewendet hätten. Hiernächst zitirt er den Folard, den Marschall Puysegür und den General Montecuculi, und versichert: daß solche schon zu ihrer Zeit die außerordentlichen Vortheile dieser Art des Angriffs anerkannt und deren Grundsätze auseinander gesetzet hätten. Zwar ist nicht zu leugnen, daß diese militärischen Schriftsteller manches Licht über dies Manöver verbreitet haben; dagegen hat man kein Beyspiel, daß solches in neueren Zeiten so vollkommen angewendet worden, als es Friedrich II. bey Leuthen that. Man spüre nur allen neuen Erfindungen, sie mögen Namen haben wie sie wollen, genau nach; so wird man einen stärkeren oder geringeren Keim dazu, schon in längst abgewichenen Jahrhunderten entdecken: denn es giebt keine Kunst, die nicht durch die Länge der Zeit, und durch das Genie forschender Menschen,

so zu reden, aus ihrem Chaos, bald langsam, bald geschwinder hervorgezogen worden wäre, und dennoch theilt man gemeiniglich die Ehre der Erfindung demjenigen zu, der das Prinzip völlig entwickelt, und die nutzbare Anwendung desselben unumstößlich erwiesen hat. Ohne also Friedrich II. darüber ein besonderes Compliment machen zu wollen, sehen wir nicht ein, warum man denselben, wenn auch nicht den eigentlichen Erfinder, doch den Ausbilder und ersten Anwender dieses Systems nennen wollte, nachdem, — was besonders als Grundstoff dazu ohnbedingt erforderlich war, — er seine Heere zu allen künstlichen Manövern mit so vieler Präzision abgerichtet hatte, daß sie in dieser Kunst alle übrigen europäischen Armeen weit hinter sich ließen. Hätte dies geschickte Manövriren der preußischen Truppen nicht dem Könige die erforderlichen Mittel an die Hand gegeben, seine entworfene Disposition zur Schlacht kunstmäßig auszuführen; hätten seine Generale und Offiziere, die er selbst in dem Rafinement der Kriegeskunst so trefflich zu bilden verstand,

nicht selbst mit zur glücklichen Ausführung beygetragen; so dürfte auch dann noch dies wichtige System problematisch geblieben seyn, mit so vieler erkünstelten Anstrengung auch der König den Nutzen desselben anerkannt, und an diesem in den Annalen der Welt ewig merkwürdigen Tage, in Anwendung zu bringen getrachtet hatte.

Auch ist der Herr von Tempelhoff — der irrigen Voraussetzung des Verfassers ohnerachtet, — weit entfernt, Friedrich II. für den eigentlichen Erfinder des Angriffs in schräger Schlachtordnung auszugeben; er sagt vielmehr in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges *): „Bis zu dem Zeit„punkte, da der König auf die Kriegesbühne trat, waren die Begriffe davon nur „dunkel und unvollständig, und kein Ge„neral, — wenigstens in neueren Zeiten „— sahe die Vortheile derselben mit Ueber„zeugung ein, und hatte das Herz, von „der gewöhnlichen Art abzugehen. Gegen„wärtig ist sie die Lieblingsstellung, und

*) 1. Theil Seite 332.

„scheint alle andern verdrängen zu wol-
„len. Ob aber alle Generale einen so ge-
„schickten Gebrauch davon machen werden,
„als der König, lasse ich dahin gestellet
„seyn.“

v. R.

Mein letztes Wort über die Schlacht von Kollin den 18. Junius 1757.

Unerwartet war es mir nicht, daß, als meine Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges im Jahre 1802. die Presse verlassen hatte, neben so manchen, für mich so schmeichelhaften Recensionen, — zugleich, sowohl von Sachverständigen als Uneingeweiheten, Kritiken erschienen: denn welcher Autor findet nicht seinen Aristarchen! Besonders war die Beschreibung der Schlacht bey Kollin, so wie ich solche aufgestellet habe, darum Einigen anstößig, weil sie größtentheils von den Relationen abweicht, welche die damaligen Zeitschriften — vielleicht aus bewegenden Ursachen — verbreitet hatten.

Gleich im Januarstück der Minerva 1803. erfolgte ein Ausfall, den ich aber im Märzstück eben dieses Journals nach meiner Ueberzeugung zu beantworten mich berechtiget hielt, um mich in die Augen des denkenden Publikums gehörig zu rechtfertigen. Es ist mir daher eine sonderbare Erscheinung gewesen, im 2ten Stücke des 8ten Bandes der neuen Bellona 1805., unter der Ueberschrift: Beytrag zur Schlacht bey Kollin den 18ten Junius 1757., eine Wiederholung desjenigen zu lesen, was bereits im Januarstück der Minerva 1803. behauptet worden. Da dieser Beytrag von Drontheim den 17ten May 1805. datirt ist; so bleibt es vielleicht nicht unwahrscheinlich, daß er aus einer und eben der Feder geflossen seyn könne, wenn gleich derselbe erst gegenwärtig im Publiko erscheint.

Der Herr Verfasser des angeführten Beytrages nennt sich einen am Tage dieser so merkwürdigen Schlacht gegenwärtig gewesenen dänischen Volontair; auch will ich keinesweges dessen Anwesenheit bey der preussischen Armee im siebenjährigen Kriege be-

zweifeln; obgleich es mir nicht erinnerlich ist, unter den mir damals bekannten königlichen Adjutanten die Ehre gehabt zu haben, diesen fremden Offizier persönlich zu kennen. Noch weniger will ich dasjenige bezweifeln, was derselbe aus dem Munde des Königs, in Absicht seiner zur Schlacht gegebenen Disposition, gehöret haben will, da diese mit der in meiner Beschreibung vorgetragenen sowohl, als mit der des Herrn Generals von Tempelhoff in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges erwähneten übereinstimmt. Allein wem ist nicht aus der älteren sowohl als aus der neueren Geschichte bekannt, daß selbst die anfänglich ertheileten trefflichsten Dispositionen, — unter welchen auch die vom Könige bey dieser Gelegenheit entworfene ein Meisterstück der Kriegeskunst genannt zu werden verdienet, — durch Zufall oder durch Leidenschaften verändert, und dadurch der beabsichtete Endzweck rückgängig gemacht worden ist? und hiervon giebt die Schlacht bey Kollin einen redenden Beweis. Wer Friedrich II. genau gekannt hat, wer sich in seine damalige kritische Lage, wo

der absolute Gewinn der Schlacht sein einziges politisches Ziel seyn mußte, hineindenkt, dem wird es nicht so unwahrscheinlich vorkommen, wenn — da er den Feldmarschall Daun ihm so kräftig entgegen arbeiten sah, — er vielleicht an einem glücklichen Erfolg zu zweifeln anfing, und daher das bekannte Motto: desperatis in rebus, desperatum consilium, ergriff, in Hoffnung, sein beherzter Entschluß, durch die Tapferkeit seiner Truppen unterstützet, werde ihm, so wie bey Sohr, den Sieg in die Hände spielen. — Hätte ihm nur mehr Infanterie zu Gebothe gestanden, wer weiß, ob nicht bey Dauns eintretenden Wankelmuthe ein solcher an Verzweiflung gränzender Entschluß durch Glück gekrönet, und Friedrich II. dann eben so gepriesen worden wäre, als er jetzt getadelt wird.

Ich war zwar nicht Augenzeuge dieses blutigen Tages, weil ich damals bey der Keithschen Armee vor Prag stand; allein ich habe in meiner Charakteristik des siebenjährigen Krieges meinen Gewehrsmann angeführet, und dies war der General Gaudi,

dessen militärischen Talenten ein Jeder, der ihn gekannt hat, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und dessen mir gefälligst mitgetheilete handschriftliche Relation und Plan der Schlacht noch in meiner Verwahrung liegen.

Unter der Regierung des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm II. wurden zu Potsdam den jungen Offizieren Vorlesungen über den siebenjährigen Krieg gehalten, und dabey unter andern die Gaudischen Denkwürdigkeiten desselben zum Grunde gelegt; ich weiß daher durch einen meiner Bekannten, der dabey gegenwärtig war, daß die in diesen Denkwürdigkeiten befindliche Beschreibung der Schlacht bey Kollin, nebst allen darin eingeschalteten Anekdoten, mit der von diesem verstorbenen Generale mir mitgetheilten Relation fast gleichlautend war. Um so weniger habe ich daher Bedenken getragen, den Inhalt derselben in meiner Charakteristik des siebenjährigen Krieges aufzunehmen und nur zur Erläuterung der wahrscheinlichen Motive dasjenige am Schlusse angeführet, was mir durch einsichtsvolle Männer noch mündlich mitgetheilet worden.

Zum Beweise hiernächst, daß der durch den General Gaudi aufgestellete, und von dem dänischen Herrn Volontär bestrittene Auftritt zwischen dem Könige und Fürsten Moritz von Anhalt wohl seine Richtigkeit haben könne, scheinet mir folgender, durch den ehemaligen Hauptmann, Grafen von Schmettau, mir zugestellte Aufsatz, worin sogar die Namen der handelnden Personen nicht verschwiegen sind, zu überzeugen. In demselben heißt es:

Zwey Tage nach der Schlacht waren zwey Offiziere vom damaligen Regiment Münchow, nämlich der zuletzt im Kriegeskollegio gestandene Obristlieutenant Voß und der auf seinem Guthe in Schlesien verstorbene Hauptmann Schmettau im Hauptquartier zu Nimburg in ein Zimmer getreten, in welchem sie glaubten, daß die Parole ausgegeben werden würde, als die unerwartete Erscheinung des Herzogs von Bevern und Fürsten Moritz sie eines andern überzeugte. Um unbemerkt zu bleiben, springen sie hinter den Ofen. Hier hören sie die vertraute Un=

terredung der beyden Prinzen mit an, und bemerken unter andern, daß der Fürst Mo- ritz sagt: „Ich wollte vieles darum ge- „ben, wenn ich lieber den Hieb, mit dem „mich der König bedrohte, ausgehalten „und ferner mich geweigert hätte, den „linken Flügel der Armee, den man gegen „die gegebene Disposition am unrechten „Orte aufmarschieren ließ, gegen den Feind „zu führen. Den ersten dazu gegebenen „Befehl hatte ich durch Gründe zu ent- „kräften gesucht, allein jetzt, von Zorn „entbrannt, ritt er mit entblößtem Degen „auf mich zu, hob solchen über meinen „Kopf und sagte: Thun Sie, was ich „befehle, oder — Von diesem Au- „genblick an war unser trauriges Loos ge- „worfen."

Wenn übrigens der Herr Verfasser des Beytrages zur Schlacht von Kollin behaup- tet, nichts von dem gehöret zu haben, was nach der Gaudischen Relation zwischen dem König und dem Fürsten Moritz vorfiel; so ist es sehr natürlich, daß in dem Gewühle einer Schlacht nicht ein Jeder alles ver-

nimmt, was auf einem oder dem andern Punkte derselben vorgehet. Eben so scheinet die Aeußerung: der Fürst habe vergessen, den General Manstein von seinem Angriffe auf Chotzemitz abrufen zu lassen, nicht mit der Schlachtordnung, in welcher die preußische Armee an diesem Tage focht, zu stimmen; denn dieser General stand nicht unter der Division des Fürsten, sondern ganz auf dem rechten Flügel unter der des Herzogs von Bevern.

Daß hiernächst der König nach der verlorenen Schlacht philosophische Gelassenheit genug besessen habe, den ihn Umgebenden seine Geistesstärke zu zeigen, und daß er nach der Versicherung des Herrn Verfassers zum Grafen Anhalt gesaget habe: „mais „ne savez vous donc pas, que chaque „homme doit avoir ses revèrs, et qu'il „paroit, que j'aurai les miens," will ich gerne zugestehen, denn es ist bekannt, daß dieser Monarch das fast unnachahmliche Talent besaß, seinen inneren Kummer vor dem großen Publikum sorgfältig zu verheelen und durch seine Thaten größer nach als vor sei-

nen Widerwärtigkeiten zu erscheinen; nichts desto weniger aber hörte er nicht auf, Mensch zu seyn. Daß ihm daher dieser getroffene erste Schlag, dessen bedeutende politische Folgen ihm gleich einleuchteten, nicht so gleichgültig war und seyn mußte, er vielmehr dadurch empfindlich gerühret und gewisser- maßen mehr denn niedergeschlagen war, weiß ich von meinem seligen Vater, den er gleich nach seiner Zurückkunft von Nimburg ins Hauptquartier vor Prag, nebst dem Gene- ral Winterfeld, zu sich fordern ließ. Dieser hat mich versichert, wie auch er den tiefsten Schmerz empfunden habe, als der König seinen beyden Vertrauten seine ver- zweifelte Lage, ohne Rückhalt, mit völliger Seelenergießung schilderte.

Wenn ich nun gegen die meiner Be- schreibung der Schlacht von Kollin gemach- ten Vorwürfe mich in den Augen des geehr- ten Publikums gerechtfertiget zu haben glau- be; wenn ich versichere, daß ich blos die Gaudische Relation zum Grunde geleget habe, an deren Authenticität ich um so weni- ger zweifele, da dieser General ein Augen-

zeuge der Begebenheiten gewesen und solche zu würdigen das Talent besaß: so nehme ich auch mit diesem meinen letzten Worte über diesen Gegenstand von allen gegenwärtigen und zukünftigen Kritikern förmlichen Abschied

pour jamais

v. Retzow.

Beytrag zur Charakteristik der französischen, österreichischen und russischen Heere.

Aus Storchs Journal: Rußland unter Alexander dem Ersten ꝛc. 18te Lieferung.

(Da dieses treffliche Journal nur selten Beyträge liefert, welche eigentliches Interesse fürs militärische Publikum haben; so wird die Aufnahme dieses Aufsatzes den Lesern der Annalen hoffentlich willkommen seyn.)

Die Wirkung, welche in einer Schlacht der Donner der Kanonen, die Menge, Mannigfaltigkeit und reißende Bewegung aller Gegenstände, das verworrene, dumpfe Geschrey der sich durchkreuzenden Stimmen, die gespannte Aufmerksamkeit auf die mit Blitzesschnelle gegebenen Befehle, in der Seele des Menschen hervorbringen, ist von so ganz eigner Art, daß sie den natürlichen Charakter desselben durchaus verändert, und

so groß, daß man sich außer dem Schlachtfelde schlechterdings keinen Begriff davon machen kann. Diese Wirkung ist gerade die, welche das Haupt der Gorgone gehabt haben soll: Versteinerung, Umwandlung des denkenden und empfindenden Menschen in eine fast sinn- und fühllose Maschine, an der nichts menschliches ist als die Bewegung, und auch diese ist Maschinenmäßig. Ich habe glaubwürdige Offiziere darüber gesprochen, von denen mich einer versichert hat, daß er seinen Busenfreund tödtlich verwundet bey sich vorbeytragen gesehen, daß er das letzte Lebewohl des Sterbenden vernommen, aber nur eine augenblickliche Anwandlung von Schmerz gefühlt, die nach der nächsten Salve sogleich verschwunden sey. Alle haben mir einmüthig gesagt, daß man in der Schlacht seine Kameraden neben sich fallen sehe und gleichgültig bleibe, mit Leuten, die den Arm oder den Fuß verloren, gelassen spreche, und daß auch diese wenig zu leiden scheinen; daß endlich Furchtsame und Tapfere außer dem Treffen sehr gleichförmig in demselben handelten. Es scheint

dem Menschen in der Schlacht, daß alles so seyn müsse, wie es ist.

Diese, wenn ich so sagen darf, zusammengedonnerte Maschine von Menschen lähmt nicht die Furcht der Einzelnen, sondern die Ermattung. Wenn unersteigbare Batterieen zu wiederholten Malen vergebens bestürmt worden, wenn Tausende gefallen sind, und nun unter den Kanonen des Feindes Halt gemacht werden muß, so legt sich jeder, wenn er kann, in das blutige Gras, um auszuruhen, und sieht gelassen die Kartätschen um sich her tanzen. Es scheint ihm nicht der Mühe werth zu seyn, an die Erhaltung eines so elenden Lebens zu denken; das augenblickliche Bedürfniß der Natur ist Ruhe. Wie wahr dies sey, können alle die bezeugen, die mit dem General Derfelden unter den Batterieen von Novi Stundenlang im Grase ausgeruhet haben.

Erst einige Zeit nach der Schlacht kömmt die Empfindung dem Menschen wieder. Dann ist es lehrreich, daß Fürsten die Haufen der Sterbenden, nicht der Todten, besuchen. Ein todter Leichnam ist etwas so

alltägliches im Kriege, daß er gar keinen Effekt macht, und man im Ernste böse wird, wenn man im Gehen über ihn fällt. Jenen glücklichen Gedanken hatte ein österreichischer Oberster Riway nach der Schlacht bey Novi, und theilte ihn denen mit, die damals einen großen Fürsten umgaben. „Bereden sie den „Prinzen, sagte er, daß er nach jenem „Borgo reite; es kann lehrreich seyn, wenn „Fürsten solche Schauspiele sehen." Man ritt wirklich hin, und fand ein ganz leeres Dorf; die Häuser standen alle offen und die Straße war mit den Leichnamen bedeckt, die einige Greise und Weiber, welche sich wieder eingefunden hatten, aus den Häusern trugen. Dieser Anblick thut, wie gesagt, keine Wirkung. Nur aus den offenen Hütten tönte ein dumpfes, erschütterndes Aechzen. Man trat in die Kirche und sah auf dem steinernen Boden eine Lage von todten Franzosen, und unter und auf diesen eine andre Lage von Elenden, die mit dem Tode ringend die Quaalen des letzten Wundfiebers erlitten und gern ihr bischen Leben für ein Glas Wasser hingegeben hätten. Es waren

zwey lange, schreckliche Tage unter dem heißen italienischen Himmel für sie verflossen, seitdem sie hier aufgehäuft worden, und noch hatte ihnen niemand Hülfe leisten können. Sobald sie Menschen sahen, erhoben sie ein fürchterliches, klägliches, erschütterndes Geschrey. Da rief einer: Au nom de Dieu, achevez moi! Dort einer: de l'eau, de l'eau! Dort fluchte ein andrer, hier rief einer sein vive la république! Alte und junge Krieger konnten sich der Thränen nicht enthalten. Es wurde gethan, was die Menschlichkeit fordert.

Von Muth und Tapferkeit, zu denen ein gewisser Grad von Besonnenheit erfordert wird, eine Ahnung wenigstens von der Größe der Gefahr, der man entgegen geht, kann also, nachdem die Schlacht einige Minuten gedauert, nicht wohl die Rede seyn. Das lange gewohnte Kommandowort schreckt alsdann mehr als die fliegenden Kugeln. So hat man im siebenjährigen Kriege, wenigstens im Anfange desselben, zum Beyspiel bey Molwitz, ganze Linien preußischer Truppen unter dem feindlichen Feuer mit

eben der Genauigkeit exerciren sehen, als wenn sie auf dem Paradeplatze ständen, und wenn ein Versehen gemacht wurde, so mußte das Exercitium wiederholt werden. Der Stock des Korporals schreckte den Soldaten mehr als das Feuer der Feinde und der Fall seiner Kameraden. Seitdem hält man nicht mehr darauf, weil man gefunden, daß es unnützen Zeitverlust mache.

Nach dieser Einleitung wird man es natürlich finden, daß in dieser Charakteristik nicht von Muth und Tapferkeit gesprochen wird. Diese kann sich bey kleinen Gefechten oder bey Unternehmungen einiger wenigen zeigen; sobald von 30 oder 60000 Mann die Rede ist, mögen Zeitungsschreiber den Muth und die Tapferkeit der Sieger erheben, der philosophische Beobachter sieht in einem solchen Kampfe blos zwey Maschinen, deren Kräfte gewaltsam gegen einander gewirkt und von denen die, welche besser organisirt war oder in einer vortheilhaftern Stellung wirkte, die andre zurückgedrängt oder vernichtet hat.

I. Franzosen.

Sie sind die schnellsten Soldaten, greifen mit unglaublicher Geschwindigkeit an, eilen eben so schnell zurück, kommen wieder und eilen eben so leicht davon.

Sie behalten bey der Retraite die mehreste Besonnenheit, und werden nicht niedergeschlagen, wenn sie Terrain verlieren.

Der Tod ihrer Offiziere bringt keine Verwirrung unter ihnen hervor. Wenn der kommandirende Offizier fällt, nimmt der nächste nach ihm das Kommando und dann wieder der nächste. Das kleine Kommando verstehen fast alle.

Der französische Soldat ist gewohnt, in einem païs à réquisition bald als Prinz und bald als sansculotte zu leben. Gleichheit in der Lebensart wird nicht durchaus erfordert, damit er gut diene.

Es herrscht ein großer Esprit de Corps unter den französischen Truppen. Im Anfange der Revolution band sie republikanischer Fanatismus, und am Ende derselben das Wort: la grande Nation.

Ihre Infanterie de ligne läßt sich nicht mit der russischen vergleichen, ihre Kavallerie ist viel schlechter als die ungrische, ihre Artillerie, ehemals die berühmteste in Europa, steht jetzt unter der österreichischen. Aber ihre Infanterie legére oder ihre tirailleurs und ihre neue Taktik verwirren alle Grundsätze der Kriegskunst, die seit Friedrich dem Großen gegolten haben.

Oesterreich hatte fast keine leichte Infanterie, Rußland hat etwa 20000 Mann, bey der französischen sind beynahe ein Drittel der Infanterie tirailleurs. Diese legt sich vor den Linientruppen, zerstreut sich, sammelt sich, greift an, läßt sich zehnmal zurückdrängen und greift immer wieder an. Dies sind die tirailleurs, die in einem coupirten Terrain die Siege der Franzosen vorbereiteten, welche ihre Infanterie de ligne davon trug. Die unglaubliche Schnelligkeit der Franzosen macht dies Corps zu dem ersten in Europa in seiner Art.

Alle Grundsätze der neuen französischen Taktik sind für ein coupirtes Terrain berechnet, so wie die alte Taktik für große Ebe-

nen. Jene gehen dahin, den Feind durch unaufhörliche kleine Angriffe zu ermüden, wenn er die Thorheit begeht, die leichtfüßigen Franzosen mit seiner ganzen Macht zurückzudrängen. Diese anprellenden Haufen lassen sich den ganzen Tag zurückwerfen und gegen Abend erscheint ein frisches Truppenkorps, welches das Treffen entscheidet. Eine Schlacht mit Franzosen kann von Sonnenaufgang anfangen, sie endet doch nicht vor Einbruch der Nacht. Den ganzen Tag werden die Franzosen geschlagen, und am Abend sind sie doch Sieger. Jeder Feind, der seine Kräfte nicht bis auf den Abend spart, wird gegen Franzosen verlieren.

Die Schnelligkeit und Besonnenheit der französischen Soldaten macht, daß sie nicht sogleich an das Kapituliren denken und sich auf die ihnen ganz eigne Weise aus großen Gefahren zu ziehen wissen. Man hat Beyspiele gesehen, daß tausend Mann Franzosen einen weit stärkern Feind den ganzen Tag beschäftigt haben, und am Abend verschwunden waren wie ein Nebel. Dies geht so zu: Das bedrängte Korps theilt sich in zwey bis

drey Haufen. Indessen der erste den Feind in einer vortheilhaften Stellung beschäftigt, ruht der andere in einer ziemlich großen Entfernung aus. Sobald der erste zurückgeworfen ist, laufen alle mit unbegreiflicher Schnelligkeit und in ziemlicher Ordnung dem Orte zu, wo jene ausgeruhet haben. Der zweyte Haufe weiß etwa, wie lange sich der erste halten kann und läuft dem Feinde eben so schnell entgegen, der sich plötzlich von frischen Truppen aufgehalten sieht, die er doch wenigstens zurückdrängen muß. Unterdessen ruhen die ersten. Und so geht es den ganzen Tag, freylich mit Verlust der Franzosen, aber wenn die Nacht dem Gefecht ein Ende macht, hat sich wenigstens das Korps nicht ergeben, und den andern Morgen ist es vergebens ihm nachzueilen. Moreau wurde in der Schweiz einige Tage von den Russen verfolgt, aber nie konnten sie ihn auf der Flucht erreichen. Gegen Abend hatte er schon eine feste Stellung genommen und am andern Morgen war er verschwunden.

Diese Schnelligkeit aber muß man nicht

mit ausdauernder Stärke vermischen. Der Franzose ist der leichteste, aber nicht der stärkste Soldat.

Das Medizinalwesen bey der Armee ist noch immer das beste, und das Korps ihrer Offiziere noch immer sehr gut.

II. Oesterreicher.

Die deutschen Truppen sind langsam beym Angriff, gleichgültig im Gefecht, langsam bey der Retraite. Sie lassen die mehresten Gefangenen zurück, weil, in der Regel, der Franzose davon läuft und der Russe todt ist.

Unentschlossen, schwerfällig und ohne Gemeingeist, sind sie geneigt zu kapituliren, wenn sie von mehrern Seiten geschreckt werden. „Wir sind koupirt!" heißt es. Die Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer, und das zweyte Wort ist: „wir müssen kapituliren!" Viel kleinere Korps Franzosen haben viel größere österreichische in gebürgigten Gegenden zu Gefangenen gemacht, wenn sich ganz kleine Detachements auf verschiedenen Seiten zeigten. Zu spät sahen die Oester-

reicher ihren Irrthum ein. Daß von Muth hier nicht die Rede sey, ist in der Einleitung gesagt worden, hier ist vom Charakter die Rede.

„Wir haben noch nicht abgekocht!“ hört man von allen Seiten rufen, wenn die Trommel sie zu früh gegen den Feind ruft. Der österreichische Soldat will ordentlich essen und trinken, und dann fechten. Auch wird er mit einer Sorgfalt versehen, welche man in den andern Heeren nicht findet.

Daß aber auch diese deutschen Truppen zu einer größeren Aktivität fortgerissen werden können, haben sie in der Gesellschaft der Russen bewiesen. Sie blieben nicht nach, und dauerten eben so gut aus als diese; aber allein sind sie langsamer.

Anders ist es mit den ungrischen Regimentern. Sie sind lebendiger und haben viel Gemeingeist, viel Ehrgefühl für ihre Nation, so wie sie auch die langen Hosen nie ablegen werden. Sollte man ihnen Stiefletten geben, sie würden zu Hunderten zu jedem Feinde übergehen, der ihnen erlauben würde, lange Hosen zu tragen. Ihre

Offiziere sind größtentheils Ungarn. Ihre Neigung zum Plündern läßt sich nicht ab-leugnen.

Es giebt keine bessere Kavallerie als die ungrische. Sie sind beritten wie Türken und disziplinirt wie die gebildeten, europäi-schen Nationen. Die französische Kavallerie ist schlechter, die russische kommt der ungri-schen näher, und könnte ihr Stand halten.

Es giebt keine bessern Artilleristen, als die Oesterreicher haben. Lange und schwere Belagerungen der festesten Orte in Europa haben diesem Korps die größte Bildung gegeben. Bey jeder Kanone ist ein Feuer-werker, und der kennt seine Kanone wie der Araber sein Pferd. Zweyhundert österreichi-sche Kanonen spielen den ganzen Tag ohne Verwirrung und nicht vergebens. Es ist selten, daß der Feuerwerker fehlt. Alle Be-lagerungen unter Suwarow wurden von österreichischen Artilleristen ausgeführt.

Endlich ist ihr Etat-Major oder der Etat der Quartier-Maitres, (was in Ruß-land die Suite heißt) vortrefflich. Männer wie Chateler, Zach und Weinrotter,

machen jeder Nation Ehre. Der letztere führte als Oberstlieutenant die Russen durch die Schweiz; man bot ihm russische Dienste mit dem Range eines Generalmajors an, und unter Alexanders Regierung hätte er sie gewiß angenommen. Seine Verdienste wurden auch in seinem Vaterlande erkannt und er stieg in kurzer Zeit, ein höchst seltenes Beyspiel in Oesterreich, bis zum Generalmajor. — Es giebt der verdienten Männer so viele in diesem Korps.

Junge Leute von Stande dienen ungern lange in den untern Graden der Oberoffiziere; sie suchen in diesen Etat-Major zu treten und bleiben so lange da, bis sie Gelegenheit finden, als Stabsoffiziere in die Armee zurückgehen zu können. Eine Folge davon ist, daß die Stabsoffiziere sehr wohlunterrichtete Männer sind, und sich an dem Korps der Oberoffiziere (bis etwa zum Kapitän) sehr vortheilhaft auszeichnen.

III. Russen.

Wenn der Russe angreift, so muß er siegen oder todt hinfallen. Ein gelehrtes

Manöver oder eine kluge Retraite sind nicht nach seinem Geschmacke. Er versteht nur vorwärts zu gehen, aber nicht rückwärts. Ein russischer Soldat auf der Flucht ist das unbehülflichste Thier von der Welt. Dieser Zustand ist ihm so unnatürlich, daß er sich nicht zu helfen weiß, und das ist oft ein großer Fehler. Der russische Soldat ist schneller als der österreichische, ohne die Behendigkeit des Franzosen zu haben oder seine Besonnenheit auf der Flucht. Dies gewaltige Streben vorwärts zu dringen, verbunden mit seiner ausdauernden Stärke, seinem Esprit de Corps und seinem christlichen Fatalismus, machen die russischen Linientruppen zu der ersten Infanterie auf der Welt, sobald auf großen Ebenen gefochten wird.

Der russische Soldat, unterschieden durch Religion, Sprache und Landesverfassung von allen andern Nationen, hat viel Gemeingeist. Ehemals that der Gedanke an Sanct Nicolas Wunder; jetzt ist das vielsagende Wort „Naschi, die Unsern!" an seine Stelle getreten. Die Wunder dieses Worts sind groß. Gleichgültig

geht der Russe zur Schlacht; so wie aber der erste Russe fällt, hört man sie rufen: „Einer der Unsern, General! laß uns angreifen!“ Oft ist es schwer, sie zu halten.

Man hat von türkischem Fatalismus und von philosophischem gesprochen. Bey den russischen Soldaten findet man christlichen Fatalismus im höchsten Grade. „Auch die „Ziege fällt nicht, wenn Gott es ihr nicht „bestimmt hat“ antwortet er, wenn man von einer Gefahr spricht, und in dieser festen Ueberzeugung geht er gelassen dem unfehlbaren Untergange entgegen. Sein Glaube ist: ich kann meinem Tode nicht entlaufen, wenn und wie er mir bestimmt ist, und ist er es nicht jetzt, so wird mich keine Kugel treffen.

Was den Russen vor allen auszeichnet, ist seine ausdauernde Stärke. Er ist ohnstreitig der abgehärtetste Soldat. Suworow, der diese Eigenschaft seiner Truppen kannte, fiel immer mit voller Macht auf die Franzosen, ohne deswegen ausruhen zu müssen. Sie irrten sich, wenn sie glaubten durch kleine lange fortgesetzte Angriffe die

Russen ermüden zu wollen. Daher gewannen sie nichts mit der weislich gesparten Kraft ihrer Linientruppen, und daher hatten sie keine Zeit sich zu sammeln und auszuruhen. Beyspiele lehren dies besser als Worte. Unter Scherers Kommando hatte die französische Armee viel von ihrem Muthe verloren. Die Oesterreicher hatten die Kampagne glücklich eröffnet. Nun kam Suworow und riß alles in einem Sturme mit sich fort. Moreau konnte seiner Gewalt nicht widerstehen. Seine Armee war auch durch die Besatzungen geschwächt, die er überall zurücklaßen mußte. Suworow ließ die Oesterreicher bey den Belagerungen, und rückte mit den Russen so schnell vorwärts, daß die muthlose und geschwächte französische Armee sich nicht mehr setzen konnte. So ging es in einem Sturme fort, bis sich Moreau hinter die Gebürge von Genua zog. Hier entwarf er einen Plan, der seiner würdig war, und nur durch die ausdauernde Stärke der Russen vereitelt werden konnte. Macdonald zog aus Neapel alle Truppen und sammelte sich bey Bologna. Nun hoffte er

die Russen, die bey Turin standen, zwischen zwey Feuer zu bringen. Aber Suworow verließ Turin um 6 Uhr Abends und war am andern Tage um 11 Uhr bey Alexandria, brach wieder um 6 Uhr auf und war den dritten Tag 14 Werste von Piacenza bey Castel St. Giovanno, wo seine Avant-Garde die Franzosen traf, die Ott und Klenau, welche zwischen Bologna und Ferrara gestanden, vor sich her drängten. Diese Truppen, welche täglich über 60 Werste marschirt waren und wirklich wie die Sansculotten aussahen, wurden sogleich ins Treffen geführt. Eine der blutigsten Schlachten begann, wurde den andern Tag erneuert und endete mit der Zerstreuung der Macdonaldischen Armee. Dies war nur die Hälfte der Arbeit; nun wurde eben so schnell zurückgeeilt, um Moreau zu begegnen, der gegen Turin im Anzuge war; er zog sich wieder in die Gebürge von Genua zurück, zog die Reste der Macdonaldischen Armee an sich, und auf den Befehl des Direktoriums, etwas Entscheidendes zu wagen, wurde die Schlacht bey Novi geliefert, wo diese Rus-

sen, welche das Centrum bildeten, dreymal bis an den Fuß der unwegsamen Hügel drangen, die mit schwerem Geschütze aus Genua besetzt waren. Diese Märsche und diese Thaten konnten nur Russen unter dem heißen Himmelsstrich Italiens thun.

Der russische Soldat kocht seinen Schtschy, wenn er kann; er hat keine bestimmte Zeit für Essen und Schlafen. Ein Russe ist immer wach im Dienste, und schläft immer, wenn er nur Zeit hat, und wo es auch seyn mag. Das sieht man täglich an Kutschern und Bedienten. Er braucht weniger als alle andere Nationen, und macht die wenigsten Kosten im Felde.

Der russische Soldat war nicht gewohnt, Quartier zu geben und zu nehmen. Die Türkenkriege hatten ihn dazu gewöhnt. Ein Türk ist ein Unchrist und ein Unchrist ist kein Mensch; in diesem Glauben stieß er den Gefangenen nieder und mordete selbst die Weiber, weil von ihnen die Türken herkommen. Viele Gefangene waren endlich den russischen Heeren in den Türkenkriegen zur Last. Anders ging es in Italien. Die

Franzosen waren Christen, wenigstens doch besser als Türken. Man suchte die Gefangenen zu erhalten, weil man wußte, wo man sie hinschicken konnte, und weil ihre Anzahl den Muth der Soldaten erhöhete. Gegen sie hat der russische Soldat keine Grausamkeit gezeigt. Er nahm dem Gefangenen was er hatte, und ließ ihn hinter die Fronte gehen.

Gewohnt in Wüsten und nicht in païs à réquisition Krieg zu führen, hat ein russisches Heer eine größere Menge Wagen als ein jedes andere. Aber diese Wagen sind so leicht und der Handwerker unter den Soldaten sind so viele, daß dieses Fuhrwerk im Nu gebessert wird und überhaupt den raschen Gang der Truppen nicht hindert.

Es giebt zwey große Nationen, die durch ihren Charakter bestimmt zu seyn scheinen, auf großen Ebenen, wie in der Moldau und Wallachey, zu schlagen. Dies sind Russen und Türken. Als Menschen sind die Türken eine sehr edle Menschenrace; ihr Glaube an Fatalismus, ihr Nationalstolz, ihre berauschenden Mittel geben ihnen eine mehr

als menschliche Stärke beym Angriff. Der größte Theil ihrer Truppen besteht aus Kavallerie; sie ist vortrefflich beritten und das Pferd gewöhnt, für seinen Reuter zu kämpfen. Den Angriff dieser Kavallerie kann nur der Tod aufhalten d. h. ein wohlgeordnetes Kartätschenfeuer, und es wird dennoch viel kaltes Blut erfordert, auch hinter demselben zu stehen und sie bis auf die gehörige Weite anstürmen zu laßen. Brechen die Türken durch diese Feuerbarriere, so ist an kein Aufhalten, an kein Sammeln oder Fliehen mehr zu denken: alles fällt todt zu Boden. Zerreißt aber das Kartätschenfeuer ihre Linien, kömmt das geringste Schwanken in ihre Bewegung; so tritt die russische Linie mit gefälltem Bayonnet hervor und dann ist die Schlacht in sehr kurzer Zeit entschieden. Eine türkische Schlacht kann kurz vor Nacht anfangen und ist doch vollkommen geendet; eine französische Schlacht dauert, wie gesagt, den ganzen Tag und wird kaum am späten Abende entschieden.

Welch eine Armee müßte das geben, wenn man französische Tirailleurs, russische

Infanterie, ungrische Kavallerie und österreichische Artillerie vereinigen könnte, kommandirt von einem Romanzow und Suworow und geführt von einem österreichischen Etat-Major? —

Aber Gott sey Dank! non omnes omnia possumus. —

Ueber
das neuerlich erschienene Werk:
„Lebensgeschichte des Grafen von „Schmettau, königl. preuß. General= „Lieutenants, Ritters des schwar= „zen Adler=Ordens und General= „Quartiermeisters der Armee Frie= „drichs des Zweyten. Von seinem „Sohne, dem Hauptmann Grafen „v. Schmettau." Berlin, 1806. Im Verlag der Himburgschen Buch= handlung.

Es ist eine uralte Bemerkung, daß ein großer Mann selten von seinem Zeitalter richtig gewürdigt wird. Seine Thaten blen= den und fordern die Bewundrung auf, die, besonders vor dem Reiz der Neuheit, mit poetischem nicht mit philosophischem Preisen huldigt, und den gediegenen Aus= druck ihrer Gefühle übt. So wird am Ende aus jedem Urtheil Enthusiasmus, und

der kältere Forscher muß, da ihn nur Vorwürfe erwarten, schweigen. Doch der große Mann stirbt, der letzte Weyhrauch an seiner Gruft verdampft, eine neue Generation reift zum Denken heran, die die Phantasie vielleicht einem seitdem aufgetretenen Götzen des Tages leiht, und dagegen die Anbetung der Väter zu prüfen fähig ist. Nun vernimmt man die Stimme der Wahrheit vorurtheilsfrey, und die Geschichte erhält ihr eigentliches Material. Vergebens würde man bey dieser Umwandlung des poetischen Blicks in den philosophischen für das Andenken des Helden fürchten. Was der Tadel seinem Ruhme an einem Orte nimmt, das gewinnt dieser auch wieder durch die schärfere Erkenntniß alles Guten in seinen Ursachen und Folgen, und mit desto sicherer Festigkeit muß er dastehn.

So scheinen sich auch seit Friedrich II. Tode mehrere seiner unterrichteten Zeitgenossen gleichsam das Wort gegeben zu haben, den Standpunkt der Vollkommenheiten dieses seltnen Königs genauer als bisher zu beleuchten. Diese Unternehmung hat das höchste Interesse, denn wodurch können sich

die jetzigen Deutschen, denen die Thaten entweder versagt sind, oder — denen sie mißglücken, schöner ehren, als durch den Kampf zur Wahrheit.

Das Buch, von dem hier die Rede ist, gehört dazu. Es lehrt uns Friedrich noch viel deutlicher betrachten — er tritt mehr im Gefolge seiner Bewegungsgründe hervor; das wird historischer Gewinn — der Heroen-Nimbus macht bisweilen der reinen Menschlichkeit Platz; dies wird zum Vortheil der Seelenkunde — doch in den meisten Fällen muß der Leser, gerade da er nun das Verdienst des großen Königs vielseitiger umfaßt, es auch in einen höheren Anschlag bringen.

Eigentlich entstand das Buch aus einer treu entledigten Sohnespflicht, der man bloß die etwas lange Säumniß verweisen möchte. Dafür ist jedoch auch alles reichlich ausgeführt, und in der mehrjährigern Feile, als selbst der jetzt wenig berücksichtigte Horaz sie gebot, erhielt es eine männliche Vollendung. Folgende Stelle aus der Dedikation an des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht stellt die Absichten des

Verfassers dar: „Die gnädige Erlaubniß, „welche mir Ewr. Durchlaucht ertheilt ha„ben, Hochdenenselben dieses Buch zueig„nen zu dürfen, würde ich mich nicht un„terstanden haben, gehorsamst zu erbitten, „wenn mein Vater nicht die vorzügliche „Gunst verschiedner Fürsten aus dem jedem „Deutschen so verehrungswürdigen Helden„stamme der Guelfen genossen hätte. — Der „Herzog Ferdinand, welcher mit der alliir„ten Armee, als eine undurchdringliche „Aegide, Germaniens Gränzen deckte, be„handelte ihn als Freund; die Prinzen Al„bert und Franz, welche auf den Schlacht„feldern von Soor und Hochkirchen fielen, „und durch ihren ruhmvollen Tod ihre „großen Thaten krönten, würdigten ihn „ihres Vertrauens, und Ewr. Durchlaucht „selbst erhoben sein durch Verläumdung und „Unglück gebeugtes Gemüth, als in seinem „hohen Alter die Ungnade seines großen „Königs der Lohn seiner langen treuen „Dienste ward. Nichts konnte den unter „den Waffen grau gewordenen Krieger kräf„tiger trösten, über den Verlust seines

„Ruhms, als das belohnende günstige Ur„theil eines Helden, dessen erste Schritte „auf der Bahn der Ehre durch Thaten „glänzten, welche die Stirne eines erfahr„nen Feldherrn noch mit unverwelklichen Lor„beern gekrönt hätten. Der Beyfall Ewr. „Durchlaucht gab ihm die Ueberzeugung, „daß Kenner seine Handlungen billigten, „und so verachtete er das Geschrey der un„wissenden Menge sowohl als die Ver„läumdungen kriechender Höflinge u. s. w." —

Dann hebt die Einleitung an: „Die Le„bensgeschichte des Generallieutenants Gra„fen von Schmettau fällt in eine sehr tha„tenreiche Periode der neuern Zeit. Ob er „gleich nie an der Spitze eines Heeres ge„standen hat, so ist er doch bey so vielen „Gelegenheiten Rathgeber und Ausführer „bedeutender Unternehmungen gewesen, daß „verschiedene interessante Anekdoten und „noch unbekannte Triebfedern wichtiger Be„gebenheiten, durch diese seine Lebensbe„schreibung dem Geschichtsforscher offenbar „werden und ihm auf mannichfache Weise „als Materialien dienen können. — Beson-

„ders aber werden Kriegsbegebenheiten vor„kommen, durch deren wahre und aufrich„tige Erzählung jeder Soldat, welcher seine „Wissenschaft liebt, Aufschlüsse erhalten „wird, die ihn Vieles richtiger beurtheilen „lehren, als es bloße Journale der Feld„züge im Stande sind, deren Verfasser „häufig mit den Bewegungsgründen der „Operationen unbekannt waren. — Es „würde überflüßig seyn, hier zu wiederho„len, wie oft kleine Ursachen zu großen Be„gebenheiten Anlaß geben, und besonders „welchen Einfluß die Leidenschaften, die „eigne Ansicht der Dinge oder der Ver„hältnisse, in welchen sich diejenigen Per„sonen befanden, von denen die Leitung „der Geschäfte abhing, auf wichtige Vor„fälle hatten. — Nöthig aber ist die Kennt„niß solcher Umstände, wenn die Geschichte „neben ihren rein wissenschaftlichen Zwecken „auch als Spiegel und Lehrmeisterin der „Nachwelt dienen soll, um Fehlschritte zu „verhüten, Entwürfe an die Hand zu ge„ben, ja selbst aus dem Geschehenen Blicke „in die Zukunft zu gewähren; kurz, um

„die schmerzhaftere Belehrung der eignen
„Erfahrung entbehrlich zu machen und die
„Begebenheiten so zu lenken, daß sie zu
„unserem oder unserer Untergebenen Vor-
„theil ausfallen müssen. Es können aber
„nur Zeitgenossen und Augenzeugen, oder
„Theilnehmer interessanter Vorfälle, die
„Aufklärungen der Geschichte liefern, und
„wie selten erlauben es die Verhältnisse,
„worin sie sich befinden, daß sie aufrichtig
„und ohne Partheylichkeit schreiben können!
„Alles, was ich hier erzähle, habe ich theils
„selbst gesehen, theils aus dem mündlichen
„Unterricht behalten, welchen ich vom Ge-
„neral Schmettau erhielt, da er gegen
„mich, seinen Sohn, kein Geheimniß aus
„den Begebenheiten seines Lebens machte;
„vieles auch habe ich aus seinen hinterlaße-
„nen Schriften zusammengetragen. Ich
„fand nöthig, die Quellen anzugeben, wor-
„aus ich meine Erzählung geschöpft habe,
„um die Glaubwürdigkeit dieser Lehren ins
„Licht zu stellen. Uebrigens betrachte ich
„die hier zu liefernde Lebensbeschreibung nur
„als Hülfsmittel für künftige Geschichtschrei-

„der, welche die glänzenden und so folgerei-
„chen Begebenheiten des 18ten Jahrhun-
„derts aufzeichnen wollen. Dabey gestehe
„ich gern, daß ich es für meine Pflicht
„hielt, so viel ich es vermogte, dazu bey-
„zutragen, den Namen eines von mir und
„von allen, welche ihn persönlich kannten,
„hochgeschätzten Mannes, der Geschichte,
„seinen wahren Verdiensten gemäß, zu über-
„liefern, da unterschiedne Umstände ihn um
„die Zuneigung seines großen Monarchen
„brachten, welcher selbst in seinen Werken
„einen Fingerzeig giebt, als habe der Ge-
„neral Schmettau am Ende seiner militäri-
„schen Laufbahn nicht alles gethan, was
„sein König von ihm erwartete. Auch
„große Männer können irren, und wer
„kann wissen, wodurch sie dazu verleitet
„werden? Neider verdunkeln gern die
„Eigenschaften derjenigen, welche ihnen
„im Wege stehen, und finden bey den
„Machthabern oft um so eher Gehör,
„wenn sie Augenblicke benutzen, wo die
„üblen Folgen einer übereilten Maaßregel
„des Regenten ausbrechen. Alsdann ver-

„schmäht auch wohl ein großer Mann die „Anklage nicht immer, durch welche sein „eignes Betragen in günstigem Lichte er„scheint, und ein Untergebner wegen des „unglücklichen Ausganges verantwortlich „wird. Die Folge dieses Werks mag zei„gen, wie den General Schmettau ein „ähnliches Schicksal traf u. s. w."

Diese Stellen deuten, wie jeder Leser empfinden wird, schon auf ein sehr gehaltvolles Werk, und dennoch sieht sich die Erwartung, zu welcher Spannung die Fingerzeige des Eingangs sie auch berechtigten, noch oft übertroffen.

Die Begebenheiten des Generals Schmettau werden von seiner frühsten Jugend an mitgetheilt. Wir erfahren, daß derselbe 1696 zu Berlin geboren ward und schon 1709 der Malplaqueter Schlacht, als Kornet im dänischen Dienste, beywohnte. Nach dem Badner Frieden befand sich derselbe bey der Blokade von Wißmar und der Belagerung von Stralsund. Er verließ nun den dänischen Dienst, ging 1717 als Volontär zur österreichischen Armee nach Ungarn und war ein

Zeuge der Thaten Eugens bis der Friede von Passarowitz erfolgte. Kurz darauf sah er sich bey einem anspachischen Regiment, das im kaiserlichen Solde stand, befördert, und focht unter dem Feldmarschall Merci in Sicilien. Er erhielt eine Wunde bey der Belagerung von Messina. 1721 kam das Regiment zurück und trat ganz in den kaiserlichen Dienst. 1732 ward es zu der Expedition nach Korsika gebraucht, und der befehligende Prinz Ludwig von Würtemberg nahm unsern Schmettau in seinen Generalstab. Nachher stellte man ihn als Obristlieutenant und Quartiermeisterlieutenant im Generalstabe des Prinzen Eugen an, wodurch er diesem großen Heerführer in seinen letzten Feldzügen am Rhein zur Seite war. Der Prinz starb bald darauf, und wenn Schmettau auf der einen Seite dadurch in seinen Hoffnungen geschmälert ward, so blühten sie ihm dagegen durch den Umstand: daß sein Bruder, der Feldzeugmeister Baron Schmettau, sich eines großen Ansehens bey Hofe erfreute. Es war gerade ein Conseil niedergesetzt worden, wel-

ches aus dem Feldmarschall Seckendorf, dem Prinzen von Hildburgshausen und dem Feldzeugmeister Schmettau bestand. Dieses Conseil rieth aus vielen Gründen dem Kaiser den 1737 erneueten Türkenkrieg an. Der Obristlieutenant Schmettau war hiebey nicht ohne Einfluß, wenigstens von allen geheimen Verhandlungen unterrichtet. Er ward bald Kommandeur des Regiments seines Bruders, welches in Ofen stand, und rückte damit zum Heere. Wesentliche Dienstleistungen und Verhältnisse besondrer Art werden (neben noch unbekannten gar wichtigen Aufschlüssen) nun bey Gelegenheit der Kriegsvorfälle von 1737, 38 und 39, von dem Obristlieutenant Schmettau erzählt, bis derselbe endlich, nachdem auch sein Bruder den Abschied gefordert hatte, als Obrist in preußische Dienste trat und 1741 gerade an dem Tage beym Könige ankam, als Brieg überging.

Wer darf leugnen, daß solche Vorbereitungen völlig dazu geeignet waren, einen Offizier zum näheren Waffengefährten, und Rathgeber eines jugendlichen heroischen Königs zu bilden, und der nachmals oft von

Friedrich II. gehörte Ausspruch: er habe nie einen Offizier von so vielen Erfahrungen gekannt, als Schmettau, beruhete auf einem völlig einleuchtenden Grunde. Denn Leopold von Dessau, Schwerin und andre, obschon auch in der Schule Mavors ergraut, und Zeugen höchst wichtiger Auftritte, hatten doch nicht so vielseitige Gelegenheit gehabt, fast alle Heere Europa's, die excellirenden Generale der Zeit, und den Charakter aller bis dahin im 18ten Jahrhundert in unserm Welttheile geführten Kriege so genau kennen zu lernen.

Was Schmettau in seinen jüngeren und mittleren Lebensjahren sah, ist höchst merkwürdig, gränzt oft sogar an das Romantische und zieht durch den gedrängten und klaren Vortrag des Verfassers doppelt an. Ausführlicher wie zuvor, verbreitet sich dieser über die Jahre 1737, 38 und 39. Sie nehmen im ersten Theile den Raum von S. 13 bis 195 ein. Da die Kriegsgeschichte nun hierüber wenig genaue (und aufrichtige) Details kennt, und die Aufmerksamkeit auch kurz darauf sich an die

schlesischen Kriege kettete, so kann ein Rückblick auf so interessante Ereignisse, für den Soldaten, besonders wenn er gern mit philosophischem Blick zu den Ursachen der Erscheinungen dringt, nicht anders als höchst willkommen seyn. Die Erzählung dieser drey Feldzüge, die für Oesterreichs Waffen nur zu demüthigend geendigt wurden, ist vom Anfange bis ans Ende überaus lehrreich. Man findet die Quellen des vielfältigen Unheils, das damals die lebende Generation um so mehr befremdete, als die Niederlagen der Osmanen bis zum Passarowitzer Frieden damals noch im frischen Andenken standen, auf das befriedigendste angezeigt. An ihrer Spitze stand nun wohl der Einfluß unseliger Intrigue, an einem Hofe, wo das Oberhaupt nicht persönlich kriegerisch war. Bald ward die Plenipotenz der Heerführer verweigert, und ihre ohnehin nicht beträchtliche Energie des Willens dadurch gelähmt; bald erhielt der Operationsplan Zusätze oder Einsprüche aus dem Kabinet, die alle bis dahin getroffenen Maaßregeln verwirrten; bald wirkten Neid

und Eifer auf das schädlichste ein. (Bekanntlich hatte schon Eugen genug mit dieser Hyder zu kämpfen, da er, wie man weiß, nach der glorreichen Schlacht von Zenta sogar auf Anstiften Capraras verhaftet ward.) Auffallend zeigt sich sogleich ein Beyspiel der Art, welches der Verfasser S. 20 folgendergestalt beschreibt: „Gleich mit dem Anfange des 1737sten Jahres bereiseten Seckendorf und Schmettau alle Festungen, „besahen sämmtliche Regimenter und Magazine, indessen der Prinz von Hildburgshausen in Wien zurückblieb, um seinen Einfluß „beym Kaiser nicht zu verlieren und alles nur „Ersinnliche anzuwenden, den Herrn von „Bartenstein auf seiner Seite zu behalten. „Diesem war der Kaiser nicht weniger als „dem Prinzen geneigt, und auf ihn kam „es an, den durch Seckendorff, Hildburgshausen und Schmettau ausgearbeiteten „Plan unverändert zu erhalten, um die „Belagerung von Widdin gleich zu unternehmen. Sie waren alle drey Ausländer, „und was noch schlimmer war, Protestanten. Dem Prinzen von Hildburgshausen

„half sein Uebertritt zur römisch-katholi„schen Religion nichts, denn seine Bekeh„rung war neu, und sein vertrauter Um„gang mit den beyden andern, welche noch „Ketzer waren, benahm ihm alles Zutrauen „bey seinen neuen Religionsverwandten. „Niemand bezweifelte die vorzüglichen Feld„herren-Talente dieser drey Generale, aber „nur die Hoffnung, daß ihr Einfluß nicht „von langer Dauer seyn werde, beruhigte „die Gemüther. Die Fanatiker machten „gemeinschaftliche Sache mit denen vom „einheimischen Adel, welche nur sich selbst, „oder ihre Verwandten, auf hohen Ehren„stellen erblicken wollten, und jede von bey„den Partheyen hätte lieber das Kommando „der Armee ungeschicktern Männern anver„traut, wären es nur Katholiken und Ein„länder gewesen. Sämmtliche Widersacher „belegten die drey Generale mit dem Spott„namen des Triumvirats. Durch allerhand „Mittel brachte es diese Kabale dahin, daß „Niemand zu einem Posten befördert ward, „welchen Seckendorf dazu empfohlen hatte; „überhaupt thaten sie alles mögliche, um

„sowohl ihn als seine Freunde um ihr An„sehn zu bringen. Als der F. M. Secken„dorff von der Bereisung der Festungen „nach Wien zurückkam, erhielt er vor sei„nem Abgang zur Armee noch Abschieds„audienz vom Kaiser. Hier ersuchte er den„selben nochmals, auf dem durch den „Kriegsrath angeordneten Operationsplan „zu beharren und nichts daran abzuändern, „indem er für den glücklichen Erfolg keines „Entwurfs stehen könne, der nicht mit der „Belagerung von Widdin anfange; alle „Anstalten seyen auf diese Operation ein„gerichtet, und er wisse zuverläßig, daß „seine Feinde ohnfehlbar die Belagerung „von Nissa wieder vorschlagen würden, da „diese Unternehmung das sicherste Mittel „wäre, alle seine Bemühungen fruchtlos zu „machen. Der Kaiser versprach feyerlich, „nichts zu ändern; er gab ihm die Versi„cherung, daß er in dieser Sache keinen ent„gegengesetzten Rath annehmen würde, und „wiederholte den Befehl, sich gerade an „Seine Majestät zu wenden, wenn ihm „Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden

„Nach des Feldmarschalls Abreise kam der
„Feldzeugmeister Schmettau auch nach Wien,
„um sich von einer Krankheit, welche ihn
„auf der Reise befallen hatte, herstellen zu
„laßen. Sobald er hergestellt war, wohnte
„er noch einem Kriegsrathe bey, wo der
„alte Feldmarschall Palfy sehr auf die Be-
„lagerung von Nissa bestand, weil die Be-
„satzung der Türken sowohl, als die Festungs-
„werke in sehr schlechtem Zustande seyen.
„Schmettau versicherte aber, es stehe um
„Widdin nicht besser, und brachte den Kai-
„ser dahin, daß er erklärte: er sey viel zu
„fest von der Nothwendigkeit, den Krieg
„mit der Belagerung von Widdin zu eröff-
„nen, überzeugt, als daß er hierin seine
„Meynung ändern könnte. — Diesem Plane
„zufolge versammelte sich die große Armee
„zu Anfange des Monats Junius, ein
„Theil der Infanterie in den Linien bey
„Belgrad und der andre bey Vipalanka,
„mit welchem der Feldzeugmeister Schmet-
„tau Widdin belagern sollte; die sämmtliche
„Kavallerie, unter dem Befehl des Feldzeug-
„meisters Philippi, kam bey Pallarch zu-

„sammen. Schmettau kam drey Tage vor
„der Ankunft des Großherzogs Franz bey
„der Armee aus Wien nach Belgrad, wo
„er dem Feldmarschall Seckendorf die feste
„Erklärung des Kaisers bey dem gehaltenen
„Kriegsrathe hinterbrachte. Zugleich hatte
„er von der Kaiserin den Auftrag, dem
„Feldmarschall zu sagen: sie wisse, daß er
„viele Feinde habe, sie rathe ihm aber, fest
„auf seinen einmal angenommenen Opera-
„tionsplan zu bestehen. Schmettau ging
„ohne Zeitverlust nach Vipalanka zu dem
„ihm bestimmten Truppen-Corps ab. Es
„wurden noch mit den Türken einige Frie-
„densunterhandlungen gepflogen; da aber
„nichts zu Stande kam, arretirte man am
„12. Juny alle in Belgrad und Temes-
„war wohnende türkische Kaufleute, mit
„der Versicherung, daß sie nur als Geis-
„seln zur Sicherheit der im türkischen Ge-
„biete sich befindenden römisch-kaiserlichen
„Unterthanen angehalten würden, und
„sämmtlich ihre Freyheit erhalten sollten,
„sobald diese unbeschädigt disseits der Gränze
„angekommen wären."

„Gleich nach seiner Ankunft in Belgrad „befahl der Großherzog dem Obristlieute„tenant Schmettau, die Wege zum Marsch „der Armee bis an die Morava in guten „Stand setzen zu laßen. Zu gleicher Zeit „erhielt der Feldzeugmeister Schmettau vom „Feldmarschall Seckendorf den Auftrag, bey „Vipalanka Schiffbrücken über die Donau „zu schlagen, ganz unerwarteter Befehle „aus Wien halber, welche er ihm mündlich „mittheilen wollte. — Der Großherzog hatte „gleich bey seiner Ankunft die sämmtlichen „Generale zusammen berufen, und ihnen „eine vom Kaiser unterschriebene Ordre ge„zeigt, folgenden Inhalts: Wir wollen „aus uns bekannten Ursachen, daß „ohne den geringsten Widerspruch, „unsere Armee gerade nach Nissa, „und nach keinem andern Orte mar„schire. — Es ist leicht zu erachten, wie „betroffen der Feldmarschall Seckendorf seyn „mußte. Alle von ihm getroffene Veran„staltungen, um auf der Donau der Armee „Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und alle „nothwendige Sachen nachzuschicken, waren

„vereitelt. Dies mußte nun alles zu Lande „nachkommen, da man sich funfzig Meilen „weit von der Donau entfernte. Ein so „offenbarer Sieg der Feinde der Secken„dorfschen Parthey benahm diesem allen „Muth und alle Hoffnung, Gutes stiften „zu können, um so mehr, da die heiligsten „Versicherungen des Kaisers so bald gebro„chen waren. Die gnädigsten, ja sogar „freundschaftlichen Briefe, welche der Feld„marschall zu derselben Zeit von seinem „Monarchen erhielt, konnten ihn nicht be„ruhigen, da er offenbar sahe, wie wenig „darauf zu rechnen war u. s. w."

Diese Winke sind genug, um zum Voraus auf den Erfolg so eingeleiteter Feldzüge schließen zu laßen. Man lese die mit trefflichen Bemerkungen begleitete Nachricht darüber, und der Schlüssel zu mancher Staunen erregenden Begebenheit, die unsre Tage sahen, wird die Ausbeute seyn. (Der Ton mancher Höfe bleibt sich durch Jahrhunderte gleich, und knüpft, wenn schon einmal unterbrochen, seinen Faden wieder an.)

Wem wird aber hierbey nicht die Erinnerung an Eugen erwachen, der trotz der Schwierigkeiten daheim, immer auf der Bahn des Helden glänzte, und das in der Vorzeit einst so tapfere Volk der Turkomannen nur ansichtig zu werden brauchte, um Trophäen aus seinen Waffen zu thürmen; wer nicht hier der vom Ruhme zu wenig genannten Tage von Zenta und Belgrad eingedenk seyn! Neue Gewährung erlangt hier zugleich das schon öfter ausgesprochene Resultat: die Intelligenz des Feldherrn verdient einen so hohen Anschlag, daß immer anzunehmen steht, auch schlechtere doch geistvoll geführte Truppen vermögen die besseren aber mißgeleiteten zu überwinden.

Der Verfasser schließt übrigens den erwähnten Gegenstand mit diesen inhaltschweren Worten: „Alle diese Begebenheiten liefern indeß einen Beweis von der Nothwendigkeit, in einem wohlgeordneten Staate „die Maaßregeln der Politik mit den Bewegungen der Heere in die genaueste Uebereinstimmung zu bringen. Dazu gehört, „daß dem kommandirenden General die Ge-

„heimnisse des Kabinets keine Geheimnisse „bleiben. Ohne die Absichten des Mini„sterii bey dem zu führenden Kriege, ohne „jede Unterhandlung, welche dahin ein„schlägt, ohne sämmtliche Verhältnisse mit „den Bundesgenossen zu kennen, darf der „Feldherr keinesweges hoffen, die Truppen „zum Vortheil des Staats und dem Wil„len seines Fürsten gemäß zu führen. Frey„lich überhebt sich ein Regent, im Kabinet „und bey der Armee gleich selbstthätig, der „Nothwendigkeit einer solchen Mittheilung. „Wo sich aber nicht die erforderlichen Fä„higkeiten dazu in ihm vereinigen, diene „der unglückliche Anfang, die unsichere Füh„rung, das schimpfliche Ende dieses Krie„ges zum Beweise, daß einem Feldherrn, „welchem das Vertrauen seines Herrn die „Armee übergiebt, auch die Mitwissenschaft „der politischen Verhältnisse nicht entzogen „werden dürfe. Aber schon im Frieden „lege man den Grund zur Erhaltung eines „so wünschenswerthen Einverständnisses; „man unterdrücke und vertilge nach allen „Kräften die kleinliche Eifersucht zwischen

„dem Civil- und Militärstande, diese Ver-
„suche, einen Staat im Staate zu bilden,
„das Einzelne auf Kosten des Ganzen zu
„erheben; man belebe und befeure in Allen
„die Liebe zu dem Wohl des Staates, rück-
„sichtslos auf persönliche und Standes-An-
„gelegenheiten, so daß die Glieder wirksam
„in einander greifen, und jedes nach Ver-
„mögen das ihm gegenüber stehende er-
„gänzt." — —

Nun geht es zu den ersten schlesischen Feldzügen über, wo Schmettau erst zum Generaladjudanten des Königs, dann zum Generalquartiermeister ernannt, bey Berathungen und besondern Aufträgen eine viel wichtigere Rolle spielte, als es bekannt geworden ist. (Um diese Zeit ward er auch nebst seinem Bruder, dem Feldmarschall, durch Kaiser Karl VII. in den Reichsgrafenstand erhoben.) Dabey wird manches dem Geschichtsforscher neue Licht auf den Privatcharakter des Fürsten Leopolds, Schwerins und anderer bedeutender Männer der Zeit geworfen; man erhält wissenswerthe Kunde von mancher nichtgeahneten Ursache

damaliger Erscheinungen. Auch findet sich ein Beleg über den andern für den Erfahrungssatz: daß bey Verbündeten der gemeinsame Zweck gewöhnlich durch Uneinigkeit und Wahrnehmung des Privatinteresses gestört wird. *) Was von den Berathschlagungen vor der Schlacht von Czaslau erzählt wird, ist sehr merkwürdig, am meisten aber ein bis jetzt durchaus unbekanntes Ereigniß mitten im Fortgang derselben. Es ist dabey von einem im entscheidenden Moment gegebenen Vorschlage die Rede, dessen Erfolg der Zuvorsagung wunderbar entsprach. — Freylich ist die Wahrheit nur im Reiche der Todten auszumitteln — Zweifel steigen hier auf, ob sie gleich sich auch wider die Frage auflegen werden: weshalb sollte in Schriften, die nach dem Absterben des Urhebers erst gefunden werden, nicht die Wahrheit stehen? — Jedoch jene oeuvres posthumes schweigen über den Umstand

*) Unumstößlich ist er jedoch nicht, wie die gemeinschaftlichen Thaten des Prinzen von Savoyen und Marlboroughs beweisen.

gänzlich. — Bey dem allen beeinträchtigt es einen großen Mann keinesweges, einem nützlichen Rathe Gehör zu geben; schon seine Erkennung rühmt das eigne Urtheil, jedoch wenn er die verheißene Frucht trägt — — — doch man schlage S. 221 des ersten Theils nach.

S. 223 wird über den Zustand des preußischen Heeres nach dem ersten schlesischen Kriege folgendes gesagt: „Der König half „nun vielen Mängeln ab, welche er wäh„rend des Feldzuges bey seiner Armee be„merkt hatte. Er besorgte Alles selbst. „Hauptsächlich betrafen viele Verbesserungen „die Kavallerie, welche sich auch weniger „zweckmäßig eingerichtet fand, als die In„fanterie. Einzeln konnten die Reiter ihre „Pferde nicht gebrauchen, und nur nach vielen „Anstrengungen brachte jedesmal der Vorgeru„fene sein stätisches Thier aus dem Gliede her„aus. Ihre Attaquen waren schwerfällig und „deren Schnelligkeit ging selten über den „scharfen Trab. Zugleich war ihnen alles, „was Patrouillen und Rekognoscirungen „betrifft, gänzlich fremd. Aber auch die

„Infanterie verstand keine Manövres aus-
„zuführen, als die auf dem Paradeplatze
„gebräuchlichen. Diese wurden zwar mit
„einer bewundernswürdigen Genauigkeit
„durchgemacht, der König aber unterrichtete
„sie von nun an mit vieler Kenntniß und
„vorzüglichem Fleiße in der höheren Taktik.
„Indessen glaubte man, daß mit diesen
„Fertigkeiten alles gethan sey. Umsonst
„bat Schmettau den König um die Errich-
„tung eines Generalstabes; umsonst stellte er
„die Unmöglichkeit dar, daß ein einziger
„Generalquartiermeister alle in dieses Fach
„einschlagende Arbeiten gehörig bestreiten
„könne; seine Vorschläge wurden als pedan-
„tische Vorurtheile betrachtet, und eine
„gleiche Achtlosigkeit äußerte sich in Be-
„handlung der Artillerie, der Ingenieurs,
„Mineurs, mit einem Worte, alles dessen,
„was nicht zu den Linientruppen gehörte.
u. s. w."

Noch eine sehr lesenswerthe Schilderung des preußischen Heeres während des Regierungsanfangs steht S. 280 aufgezeichnet. Die Parallele mit ihrem jetzigen Zustande

wird jedem dabey einfallen, nebenher das Nachforschen über das, was sich von den Vätern auf ihre Söhne und Enkel übertrug! Das ganze Werk ist überhaupt sehr ideenerregend.

Das persönliche Verhältniß Schmettau's war in jener Zeit einmal sehr auf die Spitze gestellt. Er mußte dem Fürsten von Dessau zur Seite bleiben, da der König nach Berlin ging, und hatte dabey den Befehl, heimlich alles, was bey der Armee vorging, nebst dem eignen Urtheil darüber, zu melden. Leopold war indessen wohl davon unterrichtet worden, suchte den Aufseher auf seine Seite zu ziehen, und da dies mißlang, mußte dieser Chikanen und Unhöflichkeiten erdulden. Dessenungeachtet sagte ihm aber der König nachher: Weiß Er wohl, Monsieur Schmettau, daß ich gar nicht zufrieden mit Ihm bin? Er muß lernen, daß wenn ich einem Generale das Kommando meiner Truppen anvertraue, Niemand seine Handlungen tadeln muß. — Freylich wäre hierbey wünschenswerth, die Ab-

schriften jener Briefe selbst zu sehen; denn der Sohn ist Erzähler: wer weiß ob Leidenschaft den Grafen nicht verleitete, die Vollmacht zu überschreiten. Auf jeden Fall blieb das Verhältniß immer delikat.

Die Freymüthigkeit, mit der sich Schmettau immer gegen den König benahm, zeugt übrigens von ungemein festem Charakter, und in jedem Betracht sicherm Bewußtseyn. Sie war es auch wohl, im Gefolge des unverkennbaren Talents, die ihn zum Günstling erhob, obgleich die oft gelingenden Anfeindungen des Neides ihn das kurzwährende Glück theuer genug bezahlen ließen.

Ueber sein vielseitiges Verdienst in den ersten schlesischen Kriegen erstaunt man. Mögte auch — was aber keinesweges wahrscheinlich ist, da das ganz einfach Erzählte, mit bekannten Umständen Zusammentreffende alle Glaubwürdigkeit für sich hat — mögte aber auch Kindesliebe das alles zur Hälfte ausgeschmückt haben; so wäre die übrige Hälfte genug, um dem Grafen Schmettau einen Rang unter den um unsern Staat am allermeisten verdienten Männern anzu-

weisen. Und doch hat ihn nachher die Katastrophe von Dresden so in der öffentlichen Meynung herabgesetzt. Noch kürzlich ging auch der Verfasser des Geists des neuen Kriegssystems sehr übel mit seinem Andenken um. Nach seiner Biographie dagegen, wird man einigemal versucht, den Grafen Schmettau den preußischen Desaix zu nennen, d. h. als Hersteller schon fast verlorner Siege.

Wer darf aber läugnen, daß gerade die Nachricht von Privatberathungen über die zu nehmenden Maaßregeln, die den Leser näher zur Intelligenz Friedrichs führt, ihn auch mit neuer Ehrfurcht vor des großen Mannes Scharfblick, Geistesgegenwart und rastloser Thätigkeit durchdringen muß. Die Entwicklungsgeschichte seines Genies findet dabey viele Ergänzung. Man sieht, wie das rasche Fassungsvermögen sich bald die praktische Gegenwart zueignet, und die im Anfang zu dichterischen, durch Entlehnungen aus der griechischen und römischen Geschichte zusammengesetzten Kombinationen be-

richtigt. Es waren damals des Meisters der Kriegskunst Lehrjahre.

Wichtig sind die Urtheile Friedrichs über sein Heer, und die Berührung der Grundsätze, nach denen er, indem er es zu verbessern strebte, verfuhr. Bey Gelegenheit der vertraulichen Unterhaltungen über diesen Gegenstand, während der ruhigen Periode zwischen dem zweyten und dritten Kriege, heißt es: „Friedrich bemühte sich indeß „aufs lebhafteste, bey seinen Truppen jegliche Eigenschaft auszubilden, welche ihnen „während der vergangenen Feldzüge gemangelt hatte. Er zog einige Jahre hintereinander Läger bey Spandow zusammen, woselbst er sich damit beschäftigte, Feldwachten „Patrouillen, Piquets auszuschicken, und „besonders seine Kavallerie lebhafter und „geschickter zu machen. Es war außerordentlich, wie weit er es in allen Stücken „brachte, deren Einführung er für nöthig „hielt. Oft freute er sich selbst über die „glücklichen Fortschritte seiner Officiere, „über ihren Fleiß, und die große Ehrliebe, „welche sie beseelte. Dann sprach er mit

„Schmettau darüber, und fragte ihn: ob „er je in einer andern Armee ein Corps Of„ficiere, von solch einem Geiste belebt, ge„kannt hätte? Der Wahrheit gemäß, „stimmte Schmettau in das Lob des Kö„nigs ein, unter der Einschränkung jedoch, „daß andere Truppen vielleicht mehr fähige „Generale aufstellen mögten. Der König „war hierin mit Schmettau gleicher Mey„nung, wie auch über die Ursachen dieses „Verhältnisses. Es sey nämlich fast un„möglich, bewies der General, daß durch „das Avancement nach der Länge der Dienst„zeit Jemand vor dem sechzigsten Jahre zu „einer Generalstelle gelange. Auch dann „noch bleibe sein Wirkungskreis beschränkt, „und erst wenn er, etwa im siebenzigsten „Jahre, zum Generallieutenant hinaufrücke, „sey er im Stande, eine bedeutende Rolle „zu spielen. Wie viel er alsdann von in„nerer und äußerer Kraft verloren haben „müsse, stehe leicht zu ermessen. Wenig„stens werde keine von seinen Unterneh„mungen von jenem Feuer erzeugt und be„seelt seyn, welches, den rüstigern Lebens-

„jahren eigenthümlich, oftmals so überra„schende als entscheidende Wirkungen her„vorbringt. Auch gewöhne sich der Geist „der Mehrsten zu sehr an das kleine De„tail des Regiments- und Kompagnie-Dien„stes, um nach so langen Jahren auf ein„mal die Fähigkeit des großen Ueberblicks zu „gewinnen. Die Existenz des Uebels war „offenbar. Wie aber dem abzuhelfen stehe, „machte oftmals den Gegenstand von Frie„drichs Nachforschungen aus. Das thun„lichste Mittel schien noch dies: eine Aus„wahl vielversprechender junger Officiere „aus den Regimentern zu treffen, und sie „als Adjudanten um den König zu versam„meln. Man konnte auf diese Art wenig„stens einige jüngere Generale erhalten, „welche, durch außerordentliche Gehalte ent„schädigt, in dem Gefolge des Königs ge„blieben wären, damit nicht so viele Regi„menter alten würdigen Generalen entzogen „würden; Männern, welchen es, indem sie „lange Jahre hindurch ihre Kräfte dem „Dienste geopfert hatten, vielleicht nur an „Gelegenheit oder Freunden in der Armee

„mangelte, um dem Könige bei Zeiten als „unterrichtet und talentvoll bekannt zu wer„den. Hier offenbarte sich eine neue Schwie„rigkeit: die Gefahr der Protektion oder Fa„milienverbindungen, deren Kabalen bey „andern Heeren so manchen verdienstvollen „Offizier in den untern Klassen zurückhalten. „Zwar kannte der König unstreitig mehr als „andre Monarchen einen großen Theil sei„ner Offiziere, auch in den entlegensten „Provinzen des Staats. Die Revüen, „welche er alle Jahre persönlich hielt, boten „sich hierzu als ein gutes Mittel dar; aber „dennoch hing immer noch Vieles von den „Urtheilen der Generale über ihre jüngeren „Untergebenen ab. Dem Könige war nichts „mehr zuwider, als die Möglichkeit, durch „irgend eine Nebenrücksicht in seiner Be„urtheilung der Offiziere irre geleitet zu wer„den. Seine Bedenklichkeiten in diesem „Stücke gingen so weit, daß er gewöhnlich „bey zweifelhaften Fällen lieber von zweyen „ihm vorgeschlagnen Subjekten das wählte, „dessen Name ihn hoffen ließ, daß er nicht „mit Ministern und Generalen in genauer

„Verbindung stehe, ob er gleich immer mit „Strenge darauf hielt, bloß adliche Offi„ziere bey seiner Armee zu haben. — Nur „bey der Artillerie, den Ingenieurs und „Husaren erlaubte er Abweichungen zum „Vortheile wackrer Männer."

Daß Vieles von dem Charakteristischen der preußischen Armee, was hier berührt wurde, noch jetzt anwendbar seyn mögte, leuchtet ein; eine neue Erörterung der Frage: soll man nach Dienstalter oder Talent befördern? die sich dabey wahrscheinlich manchem Leser aufdringt, liefert einen durch die nächstliegenden Vorgänge immer wieder bereicherten Stoff zum Nachdenken. Es beweißt die große Menschenkunde Friedrichs, wenn er die Gefahr der Protektionen durchschaute. In Oesterreich liegt ihr Nachtheil auch genug am Tage. Dagegen bemerkt man ihn in Rußland und Frankreich eben nicht. Größe des Staats, und Standpunkt der Kultur müssen bestimmen, was an jedem Orte zu thun sey.

Zur Beurtheilung der Nothwendigkeit des siebenjährigen Krieges finden sich Seite

308 u. s. w. einige sehr bedeutende Notizen. Sie reden von der Sendung des Herzogs von Nivernois, von dem standhaften Verweigern eines Manifests des damaligen Ministers der auswärtigen Affairen, Grafen Podewils, und einem Gespräch Schwerins, Keiths und Schmettaus, da sie eben von des Königs Tafel zurückkamen, welches der Hauptmann Graf Schmettau anzuhören Gelegenheit fand. Eine geäußerte Meinung Schwerins ist besonders wichtig, doch scheint es dabey, (dem Verfasser der gegenwärtigen Recension wenigstens) der Erzähler leihe dem Feldmarschall etwas von eigner Art sich auszudrücken.

Bey der Schlacht von Lowositz, und einem Auftrage, der zu Hannover ausgeführt ward, leistete der General Schmettau vorzügliche Dienste.

Seite 337 werden wir von einer Konferenz Friedrichs mit Schwerin, kurz vor dem Anfang der Prager Schlacht unterrichtet. Dabey wird ein verwegner Rath des letztern angeführt, der sicher alle orthodoxen Kriegskünstler wider sich aufbringen dürfte,

anderntheils aber beweißt, daß Heterodoxie auch damals nicht so selten war, als man wohl gewöhnlich glaubt. Schwerin schlug nämlich vor, den Prinzen Karl bey Prag stehen zu laßen, und an der mährischen Gränze der noch nicht ganz versammelten Daunschen Armee auf den Hals zu gehn. Karl, meinte er, müßte dadurch in die größte Verlegenheit gerathen, da der König theils durch die im östlichen Böhmen eroberten Magazine, theils durch Zufuhren aus Schlesien hinlänglich Lebensmittel finden werde, wobey noch das grüne Fouragiren auf den getreidevollen Feldern in Anschlag zu bringen sey. Wenn alles gänzlich verbraucht, und das nicht Aufgezehrte gleich verbrannt würde, könne das große österreichische Heer nicht folgen; es müsse ohnehin eine starke Besatzung in Prag laßen, da am linken Ufer der Moldau, der Prinz August Wilhelm und Keith die Stadt nicht nur bedrohten, sondern selbst die kleine Seite vielleicht rasch erobern könnten. Sollte sie Karl mit seiner ganzen Macht etwa angreifen, so fände man auf dem Rück=

zuge mehrere feste Punkte, an der Eger, bey Wolmina, auf dem Paschkopol, daß dieses Korps von einem Posten zum andern sicher nach Sachsen gelangen würde, während der König den Grafen Daun schlüge, und — nach Wien vordringe, u. s. w.

Bekanntlich haben mehrere Schriftsteller es dem Könige zur Last gelegt, daß er nie ernstlicher versuchte, der Kaiserstadt einen Besuch zu machen, und nachdem was jetzt (1805) vorgefallen ist, spricht die Kritik sicher noch oft in diesem Ton. Ich habe einigemal mich mit österreichischen Offizieren über diese Sache unterhalten; sie lachten dann aber als über etwas durchaus unthunliches. Sie führten die Leichtigkeit an, die Donaubrücken wegzunehmen, und die Schwierigkeit, den breiten und reißenden Strom mit Pontons zu passiren, um so mehr, da auf dem rechten Ufer das Terrain so günstig sey, einem solchen Uebergange Hindernisse zu bereiten. Dann ward von der großen Bevölkerung Wiens gesprochen, und dem treuen Patriotismus, der in solchem Fall alles bewaffnen würde, am mei-

sten von der Nähe der streitbaren Ungarn. Ueberaus scherzhaft klang es aber, wenn etwa Wiener Einwohner geringeren Standes sich über so etwas vernehmen ließen. So bestieg ich einst den Stephansthurm, um Stadt und Gegend bequem übersehen zu können. Der redselige Thürmer wieß nach den Plätzen hin, wo Solimans Lager einst stand, und berichtete glaubenvoll mehrere Wunder, wodurch damals die Rettung der Stadt bewirkt sey. So hätten die Türken einen unterirrdischen Gang eröffnet, und wären damit bis dichte an eine Wache gekommen, deren Mannschaft geschlafen habe. Plötzlich aber hätten die Trommelstöcke eines Tambours allein Lärm geschlagen. In Mariahitzeng (einem Dorfe nahe an den Linien, welches als eine Vorstadt anzusehen ist,) wäre die Gnade der Mutter Gottes auch wundersam offenbart worden. Ihr Bild, kostbar geschmückt einen Altar zierend, hätte einen Muselmann zum Raub gereitzt. Kaum hätte derselbe aber die Hand ausgestreckt, als das Bild drohend in die Worte ausgebrochen wäre: hütts eng!

(heißt im nieder-österreichischen Dialekt, hütet euch!) Der Erschrockne habe nicht nur gleich das Vorhaben aufgegeben, sondern auch sogleich den christlichen Glauben ergriffen. Nicolai spricht in seinen Reisen auch von dieser Anekdote, von der das Dorf auch seit dieser Zeit den Namen führen soll. — Jetzt wird man bey dem allen über die Unbezwingbarkeit Wiens in Oesterreich die Begriffe wechseln müssen. — —

Während der Belagerung Prags wird eine auf den Grafen Schmettau geworfene Ungnade von Seiten des Königs merkbar. Schon früher hatte er manche Vernachläßigungen erfahren. War er so unsträflich, als ihn sein Biograph darstellt, so muß er allerdings lebhaft bedauert werden. Doch, wie gesagt, der Biograph ist sein Sohn. Eine Unbilligkeit in dem Grade mögte man doch vom Könige auch nicht gerne annehmen. Indessen fehlt es immer nicht an Winken über den Verlust der Gunst. Jene Freymüthigkeit, von der schon die Rede war, mogte wohl nicht immer cum grano salis ausgeübt werden. Wer kann da helfen?

Das gewöhnliche Loos der Wahrheitsfreunde konnte dem guten Schmettau allenfalls aus dem Roman Gil Blas bekannt seyn.

Kabalen höchst kleinlicher Art wurden auch gegen ihn verübt. So leitete man ein, daß ihn der Page zur Mittagstafel des Königs zu laden unterließ. Dieser, der dem Grafen eben Unzufriedenheit geäußert hatte, schrieb dies Ausbleiben auf Rechnung seines Eigensinns. Wie es gewirkt hatte, belege folgendes Fragment:

Als nach der am 18ten Juny verlornen Schlacht bey Kollin die Belagerung von Prag aufgehoben ward, zog der König in der Nacht ab und marschirte am rechten Ufer der Elbe den Fluß hinunter, indeß die Keithsche Armee Ordre erhielt, am hellen Tage des Nachmittags um 1 Uhr aufzubrechen. Schmettau bekam die Arriergarde, welche aus sechs Grenadier-Bataillons und fünf Schwadronen Dragonern bestand. Obgleich der Feind diese Truppen aus aller Macht angriff, und sie durch ein ununterbrochenes Feuer aus Kanonen und kleinem Gewehre bis hinter das Kloster Margaretha

gegen Victoria, verfolgte, so blieben sie dennoch in der festesten Ordnung. Die sechs Bataillons verloren über vierhundert Mann an Todten und Verwundeten, zogen sich aber ungestört aus einer Stellung in die andre en Echequier immer abwechselnd durch. Dem General Schmettau wurden zwey Pferde unter dem Leibe erschossen, und als er den folgenden Morgen bey Wolvern wieder an die Armee kam, überhäuften ihn Keith und der Prinz von Preußen mit Lobeserhebungen. Beyde meldeten die so tapfer ausgeführte Aktion dem Könige, und schrieben dem General Schmettau das Glück zu, ihre ganze Artillerie und sämmtliche Bagage, nebst dem Proviantfuhrwesen, ohne Verlust eines Rades zurückgebracht zu haben, worauf aber der König blos antwortete: es ist mir lieb, daß sich die Arriergarde so gut gehalten hat! ohne daß er auch nur den Namen ihres kommandirenden Generals erwähnte."

Zu Schmettaus Mißgeschick liebte ihn Prinz August Wilhelm, und bat ihn sich zur Begleitung aus, da er zu dem ihm an-

vertrauten Korps nach Jung Bunzlau abgieng. Der General wurde in des Prinzen Unglück verwickelt.

Ueber die merkwürdige Geschichte des Rückzugs nach Zittau, und des Königs tiefem Zürnen deshalb erhalten die Leser neue Aufschlüsse. Die überaus schwierige Lage des Prinzen leuchtet ein. Sollte er sich von seinem Magazin abschneiden lassen? Das durfte allerdings nicht geschehn. Sollte er Daun und Karl mit kurz zuvor geschlagenen Truppen bei aller ihrer Ueberzahl verwegen angreifen? Was wäre im Fall des Mißlingens, der alle Wahrscheinlichkeit für sich hatte, aus ihm geworden! Und er war bereits so umgangen, daß wenn man auch einen Theil der so gedehnten Stellungen des Feindes mit Glück bekämpfte, ein andrer doch um so eher den Preußen im Rücken stand, und der Prinz gerieth auch siegend wegen Subsistenz in die höchste Verlegenheit. Aus einem alle Umstände berücksichtigenden Gesichtspunkt urtheilend, scheint August Wilhelms Benehmen nicht nur tadellos, man mögte sogar seinen Rück-

zug (bey welchem auch Schmettau großen Nutzen stiftete) zu den meisterhaftesten, vielleicht selbst neben jenen neuern des Moreau *) stellen. In Friedrichs Urtheil lag aber damals wenig Ruhe; Kollin hatte sein Gemüth verwundet. Er wollte selbst mit dem Heere, welches voll frischer Kraft links von Leutmeritz stand, an die Russen und Franzosen denkend, kein va banc unternehmen, hätte aber gewünscht, jenseits der Elbe durch ein gelungenes sich überrascht zu sehen. Die Meinung über das Schicksal des Prinzen steht beym Publikum übrigens schon lange fest.

Der Verfasser behandelt diese delikate Materie sehr geschickt, und mit dem reinsten Streben nach Unpartheylichkeit. Er sucht den Tadel, der den Großvater des jetzigen Königs von Preußen traf, möglichst durch folgende Urtheile zu begründen:

---

*) Verlor der Prinz verhältnißmäßig mehr, als dieser französische Feldherr, so waren die Umstände auch um so gefährlicher.

„Das Benehmen Friedrichs gegen seinen, als Mensch und Feldherrn sehr schätzbaren Bruder, scheint allerdings hart. Dennoch aber läßt es Entschuldigungen zu. Der König glaubte nämlich, und zwar mit einigem Rechte, daß der Prinz durch die längere Behauptung des Lagers bey Neuschloß das große österreichische Heer wohl verhindert haben mögte, gegen die Lausitz zu operiren. Vielleicht, meinte er, hätte es sich alsdann nach Schlesien gewandt, wo der Prinz, unter Begünstigung der dasigen Festungen und mancher im Gebirge zu nehmenden Positionen, im Stande gewesen wäre, den Feind aufzuhalten, bis nach einem in Sachsen erfochtenen Siege über die heran nahende französische und Reichsarmee der König dem bedrängten Schlesien hätte zu Hülfe eilen können. Nun hingegen sah er sich durch den Rückmarsch des Prinzen genöthigt, Böhmen weit eher zu verlassen, als er es geglaubt hatte."

Indessen läge in dem früheren Bericht des Grafen, für denjenigen, der als des

Prinzen Anwald auftreten wollte, Stoff genug zur Vertheidigung.

Viele hier noch angeführte Nebendinge sind gewiß dem größten Theil des Publikums neu, und das ganze Werk wird dadurch um so empfehlenswerther.

Der General Schmettau mußte nun nach Dresden, wo er lange unthätig blieb, bis er auf Verwendung des Prinzen Heinrichs, an Finks Stelle, Gouverneur dieses Ortes ward.

Die erste Vertheidigung hatte bekanntlich einen glücklichen Erfolg, und Friedrich erklärte dem Grafen unter Lobsprüchen und Dank eine vollkommene Aussöhnung.

Die ausführlich mit jedem Für und Dawider erzählte Geschichte der zweyten, ist das von einem so unterrichteten, als zartfühlenden Sohne seinem Vater aufgestellte Audiatur et altera pars. Man muß es selbst lesen, nicht blos beurtheilen hören.

— o —

Ueber Bewegbarkeit.

Nothwendigkeit lehrte es den Franzosen zuerst, das Langgewohnte zu entbehren, und sie sandten ihre Armeen ohne Magazine, ohne Troß ins Feld. Der Geist der Zeit, den Neuerungen zugethan, ließ einen Schritt leicht geschehen, dem anderwärts das Vorurtheil unbesiegbare Schwierigkeiten in den Weg gethürmt haben würde. Bald überzeugte nun die Erfahrung, wie bequem dem Allgemeinen die einzelne Unbequemlichkeit ward, wie ungemein sie alle strategischen Operationen erleichterte, und man ließ das alte System vernichtet, obgleich freundlichere Verhältnisse verstattet hätten, es wieder hervorzurufen.

So ungern man den Franzosen auch nachahmt, so leuchten doch die Vortheile jenes Verfahrens zu scharf ein, als daß sie

ganz unbeachtet bleiben sollten. Wir sahen bereits im Herbst 1805. ein österreichisches Heer Bayern besetzen, und seine Verpflegung in Requisitionen finden; man stellte im Anfang des gegenwärtigen Krieges dort auch den Gebrauch der Reitpferde bey den Infanterieofficieren ein. Rußland und England sannen ebenfalls auf die Verminderung ihrer Bagage.

Ist gleich dieser Gegenstand schon häufig von den Schriftstellern zur Sprache gebracht worden; so dürften dennoch einige Worte darüber hier nicht am unrechten Orte stehn. Wir wollen dabey einen Blick in das Alterthum zurück, einen auf das neuerlich Vorhandne, und einen nach dem Besseren auf dem Wege der Erfindung thun.

In Betracht der Magazine gilt keine allgemeine Regel. Die jedesmalige muß durch die Umstände festgestellt seyn. Ein andres wenn ich angreife, ein andres wenn ich angegriffen bin; wenn ich fruchtbare und bevölkerte, oder öde und menschenleere Gegenden betrete. Das alles leuchtet ein, wie auch der Grad, auf den ich die Verpflegung

aus der besetzten Provinz treiben kann. So mußte man kürzlich französischer Seits, nachdem Schwaben und Bayern bis zur Erschöpfung angestrengt wurden, auf Zufuhren aus dem Elsaß bedacht seyn. Es sey hiervon weniger die Rede, als von dem Umstande, ein Heer durch verminderten Nothbedarf weniger abhängig von zuvor angelegten oder ausgeschriebnen Magaznen zu machen, was durch Zurücklassung vieler entbehrlichen Pferde und Knechte geschieht, womit denn zugleich sich so viele andre Vortheile verbinden.

Die Griechen und Römer spotteten gern über Perser, Parther und andre weichlichere Völker, wegen der unabsehbaren Züge von Kameelen und Maulthieren, die den Heeren dieser Morgenländer, (wo der Einzelne kaum sich und seine Waffen fortzuschleppen fähig war) folgten. Die ersteren waren indeß auch nicht frey vom kriegerischen Luxus; doch den römischen Bürger vermogte der ihm anerzogne einfache Sinn (und in frühern Zeiten ebenfalls die Nothwendigkeit) wenig zu bedürfen, und dies so viel

als möglich auf dem eignen Rücken zu tragen. Da aber der Römer mit Helm, Panzerhemd und Schild versehen war, so würde er in Rücksicht der Leichtigkeit keinen Vergleich mit einem Franzosen, auch sonst einem neuern Soldaten aushalten. Auch außerdem ward den Legionen noch mancherley nachgeführt. Hören wir darüber Herrn Professor Nasts Römische Kriegsalterthümer, S. 165. Abschnitt XIII. „Die Römer gaben dem Gepäcke den Namen Impedimenta. Ein Name, der zu erkennen giebt, daß das Gepäcke, so nothwendig es auch einem im Felde stehenden Heere ist, dennoch demselben auf mancherley Weise lästig und hinderlich seyn müsse. Das kleine Gepäcke oder die Ranzen (Sarcinas) trugen die Soldaten ordentlicherweise selbst *). Das erste Gesetz in Absicht auf das Ge-

*) Dahin gehören die Perae und Folliculi, lederne Säcke oder Taschen, in denen die Soldaten ihren Proviant auf 14 Tage, oder wohl gar auf einen Monat trugen. (Liv. L. 44, 2.)

Wenn die Soldaten sich bisweilen auf Märschen dieser Ranzen entledigten, hießen sie expediti.

päcke war demnach bey den Römern dieses, nur das nöthigste ins Feld zu nehmen, alles überflüssige zu entfernen. — Aus diesem Grunde bestimmten die römischen Feldherren nicht nur das Gewicht und die Größe des Gepäckes, sondern auch nach demselben die Anzahl der Lastwagen und Lastthiere. Diese Lastwagen waren mit der Nummer der Legion, oder der Cohorte, zu welcher sie gehörten, bezeichnet. Sie waren mit allerley Arten von Waffen, mit Kleidern, Lebensmitteln und verschiednen Werkzeugen beladen. Den Wein führte man in Schläuchen, (utribus, culeis) die man ebenfalls auf diese Wagen lud. Da aber die Lastwagen in vielen Fällen, z. B. bey schlimmen Wetter, in engen Wegen, und bey starken Märschen zur Last fallen; so bediente man sich meistens lieber der Lastthiere, welche die Zelte und das übrige nöthige Geräthe tragen

---

Ordentlicherweise aber wurden die Sarcinae erst alsdann auf die Seite gethan, und auf einen Haufen geworfen, wenn die Truppen sich in Schlachtordnung stellten. (Liv. L. 5, 28.)

mußten *). Die Reuter, welche vor den Fußgängern einen großen Vorzug hatten, durften jeder noch ein Pferd zu ihrer Equipage, auch einen Reitknecht (agaso) mit sich führen. Die Fußgänger hingegen mußten ihr Gepäck selbst tragen **). In der That waren die römischen Soldaten auf ihren Märschen sehr schwer beladen. Nach den Abbildungen auf der Trajanischen Säule, trug der Soldat am linken Arm seinen Schild, und in der linken Hand seine Wurfwaffen, in der rechten Hand aber hielt er einen auf der rechten Schulter aufliegenden Schanzpfahl, an dessen Spitze ein Ballen befindlich war, worin sich seine Mundprovision und kleines Geräthe befand. Diesen Pfahl brauchte er hernach auch, um das Zelt damit zu befestigen und auszuspannen. Man berechnete überhaupt das Gepäck, das ein

*) Nach Frontin hatte der Dictator Sulpitius im Kriege wider die Gallier 1000 Maulthiere, welche die Zelte und das Gepäcke von 4 Legionen trugen. Eine Legion hatte mithin 250 Maulthiere.

**) Manchmal geschahs, daß auch gemeine Soldaten

römischer Soldat tragen mußte, auf 60 römische Pfunde. Diese Last hinderte ihn aber dennoch im Gehen nicht, weil sie auf die geschickteste Weise vertheilt war *). — Die Dienstjungen der römischen Legionen, welche theils zur Bedeckung des Gepäckes, theils zu andern Verrichtungen gebraucht wurden, hießen Calones und Lixae. Die erstern waren eigentliche Packknechte, und gehörten zum Dienst der Legion. Sie begleiteten die Lastthiere und Wagen, und trugen oft selbst das Gepäck der Officiers und

ihr Gepäck tragen ließen, oder auf Lastthiere packten. Allein die Feldherren arbeiteten dieser Bequemlichkeit immer durch geschärfte Befehle entgegen. Besonders thaten dies Scipio bey der Belagerung von Numanz (v. Epitom. Liv. 57.) und Metell. im jugurthinischen Kriege (v. Sallust. in Jug. c. 45.)

*) Polyb sagt im 17ten Buch, daß der römische Soldat 3 bis 4 Schanzpfähle, die zusammengebunden waren, getragen habe. Nach Liv. L. 3, 27. wurde A. 296. den Soldaten befohlen, sich mit 12 Pallisaden auf dem Marsfelde einzufinden. Allein sie hatten auch nur auf 5 Tage Lebensmittel bey sich, und überdies war auch ihre Waffenrüstung leichter.

Soldaten *). Manchmal wurden sie auch bey den leichten Truppen untergesteckt (Liv. 27, 18.) Die Lixae gehörten ebenfalls zum Troß der Legionen, nur mit dem Unterschied, daß sie dem Heere freywillig, und um des Gewinnstes wegen, folgten. Sie ließen sich fürs Geld zu allerley Diensten gebrauchen; sie verkauften auch Lebensmittel und gekochte Speisen, wie man schon aus ihrem Namen sieht, und waren mithin die eigentlichen Marketender der Legion. (v. Valer Max. L. 2, 27. Sallust in B. Suidas in voce λειξαι Festus in voce Lixa. Nonius in voce Elixum.)"

Vorher heißt es in dem Abschnitt vom Train der römischen Legionen: „Die Beschaffenheit und der Gebrauch der verschiednen Kriegsmaschinen, die man bey den Griechen und Römern findet, ist bereits in den griechischen Kriegsalterthü-

---

*) Der Name Calones kömmt nach Festus vom griechischen Worte καλον (Holz) her, weil die Calonen entweder mit Stecken bewaffnet wurden, oder auch weil sie Holz ins Lager tragen mußten.

mern, Stuttg. 1780, zur Genüge erläutert worden. Wir bemerken daher blos, daß die Römer nicht nur bey Belagerungen, sondern auch im offnen Felde oder in Schlachten, wenigstens in den spätern Zeiten, von diesen Maschinen einen sehr häufigen Gebrauch gemacht haben*). — In dieser Absicht hatten die spätern römischen Legionen nach der Zahl der Centurien und Cohorten 55 Balisten und 10 Onagern, die auf Wagen von Maulthieren gezogen wurden (Veget. L. 2, 25.) Ueberdies führten die Römer ausgehöhlte Tannen mit sich, um vermittelst derselben Brücken über Flüsse zu schlagen. Sie bedeckten dieselben mit starken Brettern, und befestigten sie durch Nägel und eiserne Ket-

*) Schon zu den Zeiten der Republik war der Gebrauch dieser Maschinen, vornehmlich der Wurfmaschinen (tormenta) gewöhnlich. Cäsar bediente sich derselben, theils die Flanke seines Heeres zu decken, theils die Verschanzungen seiner Lager zu vertheidigen. Im lezten Fall thaten sie vorzüglich gute Dienste.

ten. Sie zogen diese Nachen auch über Land, indem sie Räder daran machten, daß man sich ihrer statt der Bagagewagen bedienen konnte. Ferner führten sie bisweilen eine Anzahl Fußangeln (Stimulos) mit sich, womit sie entweder die Flanken ihrer Heere im offnen Felde, oder auch ihre Verschanzungen sicherten. Cäsar bediente sich ihrer vor Alesia. Auf ihren Bagage- und Munitionswagen hatten die Römer außer ihren Zelten, Kleidungsstücken und dem Proviant, noch verschiedene Geräthschaften zur Fällung und Bearbeitung des Holzes, zum Grabenziehen, zur Verfertigung der Brustwehren auf ihren Wällen und Verschanzungen, nämlich Hacken, Schaufeln, Kärste, Zwerchäxte u. s. w. Ueberhaupt aber muß man hierbey bemerken, daß die Römer, um ihre Heere nicht zu belästigen, die Felderfordernisse so sehr als möglich einschränkten, und daß die Soldaten nicht nur zu Verschanzungen, sondern auch zur Reparatur der Kleidungsstücke und Waffen gebraucht wurden."

Aus den angezognen Stellen geht eben nicht hervor, daß die römischen Einrichtungen für uns im Ganzen empfehlungswerth wären, doch winken sie auf gewisse Dinge hin, die man sich immer noch, wiewohl im Verhältniß der anderweitigen Umstände, zum Muster nehmen kann. Dahin rechne ich besonders, daß sie darauf sannen, mehrere Dinge zum doppelten Gebrauch einzurichten. So diente z. B. der lange Spieß zur Zeltstanze *), der Bagagewagen zugleich zum Ponton. Es ward also immer ein Exemplar eines solchen Bedürfnisses erspart. Wir wissen aber, daß Marius, mit dem Train unzufrieden, ihn einmal fast gänzlich verbannte, und den Krieger alles selbst tragen ließ. Der Spott nannte deshalb seine Soldaten Muli mariani. Es muß hierbey aber von sehr glücklich erdachten technischen

*) Herr Professor Nast scheint zu irren, wenn er meint, der Schanzpfahl des römischen Soldaten habe zugleich zum Zeltausspannen gedient. Er konnte durchaus keinen andern Zweck haben, als das jedesmal um das Lager aufgeworfne Retranchement zu verstärken.

Vorrichtungen die Rede gewesen seyn, wovon uns aber keine Nachrichten blieben. So trug auch jeder Soldat sein Zelt selbst, was natürlich nicht anders zu verstehen ist, als daß jedem ein Fragment des ganzen Zelts aufgebürdet ward, welches dann die Einzelnen durch Schnüre oder Haken verbanden.

Ließen wir nun auch die Zelte durch die Soldaten des Fußvolks selbst tragen, so könnten z. B. bey der preußischen Infanterie die Kurzgewehre der Unterofficiere, sonst ein nutzenloser Zierrath, gar wohl die Stelle der Zeltstangen mit vertreten, wodurch man dieser denn schon entübrigt wäre. Die Bagagewagen so zu erbauen, daß man wenigstens über einen kleinen Fluß, mit ihrer Anwendung, eine Brücke bekäme, scheint, wenn die Sache näher überlegt wird, thunlicher, wie auf den ersten Blick; doch wird freylich immer die Frage seyn: wie gelangt die Bagage der zu Pontons gebrauchten Wagen über den Fluß? ob sich gleich dies allenfalls durch Vertheilung bewerkstelligen ließe *).

*) Die Alten waren im Schiffbrückenschlagen gegen

Wie die Bagage jetzt meistens in Europa besteht, ist sie, erwogen daß man in weit größrer Heereszahl als sonst auftritt, wie von selbst in die Augen fällt, zu groß, gesetzt auch sie stände mit der römischen im Verhältniß. Dagegen ist aber die französische Methode, von der oben die Rede war, jeder der Vorzeit und Gegenwart an Mobilität überlegen.

Doch darf ihr auch nicht unbedingt das Wort geredet werden. Wer darf so gleichgültig gegen Menschenaufopferung seyn, als das reichbevölkerte Frankreich? Wer hat Krieger, die wie jene des Napoleon, durch Energie des Willens, Hoffnung und Leichtsinn die physische Ausdauer aufrecht halten? Neuerlich, da sie in Bayern und Oesterreich

---

uns erheblich zurück, scheuten dagegen aber auch Anstrengungen nicht, vor denen wir erschrecken würden. So lehrt unter andern Vegez: wenn ein Heer an einen großen Fluß gelange, sollte man ihn durch Soldaten in viele kleine Arme theilen laßen, die zum Durchwaten seicht genug wären. Man denke sich das von der Donau oder dem Rhein.

die Nächte unter freyem Himmel zubrachten, haben sie, wie Augenzeugen berichten, mit Erde den Leib bedeckt. Kennen wir die Zahl ihrer Kranken aber auch genau?

Die Zelter haben, seitdem der Neufranke sie daheim läßt, viele Feinde bekommen. Der Verfasser des Geists des neuen Kriegssystems nennt ein Haus von Linnen eine der ungeschicktesten Erfindungen, die weder gegen Kälte noch Hitze schirmt, und weißt das Heer, davon er ein übrigens meisterhaftes Ideal entwarf, auf das Bivouakiren an. Es wird schwer, ihm hierin beyzupflichten. Höhlen graben, Hütten bauen, sind weitläuftige Arbeiten, zu denen ein marschermüdeter Soldat nicht aufgelegt ist, für die nicht immer sich das Material vorfindet, und die das Mitschleppen einer Menge von Geräthschaften erfordern, da das Erwarten der requirirten zu oft Verlegenheit erzeugen würde. Für Standläger, in Winterfeldzügen besonders, ist das Hüttenerbauen vortrefflich, doch auf dem Marsch wird man, wenn man keine Zelter mitnahm, gewiß immer die Himmelsdecke zum Zelt wählen, was

bey Truppen, die theils bürgerlich weichlich sind, theils mit Trübsinn ins Feld ziehen, die Lazarethe und Verzeichnisse der Ausreißer übermäßig füllen dürfte. Wer andrerseits einem Krieg beywohnte, wird wissen, welch eine Wohlthat denn doch immer ein Zelt ist. Es wehrt der rauhen Nachtluft, und hält, sobald die Leinwand erst naß wurde, den Regen vollkommen ab. Der Vortheil der Wärme vermehrt sich, wenn es sechs Personen bewohnen. Das Lagerstroh bleibt trocken darunter, u. s. w. Doch die vielen Packpferde und Knechte, die größre Abhängigkeit von Magazinen — freilich sind das Uebel, aber warum sucht man ihnen nicht mit Marius zu entrinnen? Der Soldat, der kein Panzerhemd u. s. w. gleich dem Römer trägt, ist noch mit manchem Ueberfluß versehen; bei der preußischen Armee z. B. mit dem Säbel, einer um die Hälfte zu schweren Patrontasche, zu vielen Patronen *) u. s. w. Man werfe das

*) Suwarow pflegte zu sagen: Mit drey Patronen muß der Soldat eine Campagne machen können,

weg, und gar bequem wird der Infanterist seinen Antheil an dem Zelte tragen können, und alsdann besser wie der Franzose ausgerüstet seyn.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ward schon vor mehreren Jahren, durch das, was man im Vegez, Lipsius u. s. w. über diesen Gegenstand liest, aufmerksam gemacht, und dachte auf eine ähnliche Erfindung. Sr. Königl. Majestät sahen sie zu Potsdam selbst, und versagten ihr Ihren Beyfall nicht; die Herren Generale von Rüchel, von Zastrow, und viele Officiere des General-Stabes zeigten sich dafür eingenommen. Doch da man den Grundsatz bey dem preußischen Heere fest gestellt hat, das alte nur mit großer Behutsamkeit abzuändern, so geschah, wozu anfangs sich das Gegentheil anließ, für ihren Gebrauch nichts. Es ist über diese Erfindung hie und da etwas gedruckt

---

wenn er nur Bajonnet und Kolbe gehörig braucht. Auch rief er seinen Leuten oft zu: Einen schießt todt, einen stecht todt, einen schlagt mit der Kolbe todt, einen nehmt gefangen, die andern werden schon davon laufen.

worden, jedoch unvollständig oder unrichtig; es mag deshalb hier das Memoire Platz nehmen, welches damals dem Herrn General-Lieutenant von Rüchel, welcher dem Gegenstande sein Vorwort angedeihen ließ, überreicht wurde. So erhält das militairische Publikum doch eine genauere Kenntniß davon. Es wird aber erinnert, daß seitdem diese portativen Zelter durch den Erfinder beträchtlich verbessert wurden, wovon künftig eine nähere Anzeige geschehen soll.

Memoire über eine Erfindung portativer Zelter.

Bey einer Vergleichung der vormaligen und modernen Kriege, findet man die Kunst der Neuern allerdings um bedeutende Schritte voraus; dagegen aber bleiben sie in Betracht der Schnelligkeit und Größe der Operationen weit hinter den Alten. Alexanders, Hannibals, Cäsars Züge beweisen es zur Gnüge. Dies hat seinen Grund in der vermehrten Menschenzahl der Armeen, und dem so lästigen Troß, den sie bey sich führen; der die Anhäufung großer Magazine, die den Feldherrn von sich abhängig machen, erfordert. Wenigstens

den letztern möglichst zu vermindern, wäre eine heilsame Maaßregel, worin die Franzosen schon vorausgehen, und wichtige Vortheile davon genießen. Was sie jedoch in der Art thun, läßt freylich der eigenthümliche Geist anderer Heere nicht ganz zu: wo es aber mit diesem vereinbar geschehen könnte, da würde doch unstreitig die Reformation sich auch belohnen.

Die Mitführung der Lagerbedürfnisse bey der Königlich Preußischen Armee beschäftigt viele Menschen und Pferde, und verursacht außerordentliche Kosten und hinderliche Beschwerlichkeiten. Wie ist das aber abzustellen? Soll man keine Zelter brauchen, und Hütten bauen wollen; so wird unstreitig, da hierzu selten gnügende Gelegenheit ist, die Mortalität an Feldkrankheiten zunehmen, denn jene sind dem auf dem Marsch erhitzten oder durchnäßten Soldaten unstreitig eine große Beqeemlichkeit. Man würde sich schwer zu solchem Schritte entschließen können.

Indessen trug das römische Fußvolk die Zelte selbst; warum geschieht das nicht

jetzt auch? Mehrere Schwierigkeiten thürmen sich bey dieser Frage auf; faßt man sie aber nur ins Auge, so laßen sie sich gewiß sehr beseitigen. Man erwäge dagegen die Vortheile, die es hätte, wenn wir hierin jenem Heldenvolke nachahmten.

Erstens: Die beträchtliche Kostenersparung.

Zweytens: Die größere Mobilität der Armee-Korps.

Drittens: Die verminderte Abhängigkeit von den Magazinen. Man weiß, wie wichtig es werden kann, sich auf der Operationslinie einen oder mehrere Tagemärsche von der Basis weiter entfernen zu können.

Viertens: Die Verhältnisse bestimmen es oft, daß man die Packpferde zurück lassen muß; da ist man denn auf dem Lagerplatz, und nach mehrern Stunden erst kommen sie nach, unter welcher Zeit der ermüdete Soldat dem Ungestüm der Witterung blos gegeben bleibt. Nicht selten muß er die Nacht unter freyem Himmel hinbringen. —

Will man marschiren, so muß des Auf-

packens halber das Lager eine gute Zeit zuvor abgebrochen werden, die der Soldat an der ihm oft so nöthigen Ruhe verliert. Sendet man den Troß voraus, so geht das noch weiter, und die Regimenter stehen lange Zeit entblößt da.

Wie würde es dagegen die Gesundheit des gemeinen Mannes garantiren, wenn er zu jeder Zeit sich Obdach verschaffen, und es bis auf den letzten Augenblick genießen könnte!

Endlich noch die vaterländische Rücksicht: daß dem Ackerbau mehrere tausend Pferde bleiben, so wie eine Menge Knechte, die jetzt ihm entzogen werden müssen; in einer Zeit, wo dieser Gegenstand der vergrößerten Consumtion halber um so wichtiger wird.

Dies sind ohngefähr die unläugbaren Vortheile; dagegen aber kömmt die vermehrte Last des gemeinen Infanteristen in Anschlag. Man entgegnet gleich mit Recht, daß er ohnehin so vieles zu tragen habe.

Es läßt sich hier aber manches anführen. Die Alten trugen weit schwerer. Wir ken-

nen aus dem Vegez und Polybius die Last der Griechen und Römer; unter Kayser Karl dem Fünften, im dreyßigjährigen Kriege und noch später, mußten sich die geharnischten Piquenträger, Arkebusirer rc. mehr als jetzt aufbürden. Niemand wird glauben, daß man ehedem stärker organisirt gewesen sey, der Sybaritismus war nur nicht so bey den Heeren, auch wurden die Kräfte wohl mehr gymnastisch gestählt.

Die Oestreicher, Russen und mehrere tragen auch schwerer, als die Preußen, weil sie den Mantel besitzen.

Es kömmt nun darauf an, wie viel diese neue Last betrüge? Man stellt sie sich sicher weit wesentlicher vor, als sie sich finden wird; und ist der Belang nicht groß, übernimmt sie der Soldat gewiß gern, in Erwägung der vorhin gedachten Vortheile. Uebrigens läßt sie sich vielleicht auch aufheben.

Ich habe viel darüber nachgedacht, wie die Construction jener römischen Zelter gewesen seyn mögte, (kein Autor meines Wissens beschreibt sie,) und auf eine der neuen

Armatur angemessene gesonnen. Demnächst ließ ich zwey Ideen der Art ausführen, deren Mechanismus so viel als möglich vereinfacht, und mit der äußersten Leichtigkeit verbunden ist.

Nach der Ersten bekommt jeder gemeine Soldat einen oblongen Streif, jeder Unterofficier und Schütze einen Seitenzwickel zu tragen, die zusammen geschnürt mehrere lange Zelter bilden. Zwey und zwey cylindrische Ladestöcke durch eine Doppelkapsel verbunden, machen die Unterstützung. Es ist hierbey alle mögliche Festigkeit, auch leiden die Ladestöcke nicht im geringsten. Jeder einzelne Antheil wiegt mit Zubehör noch nicht anderthalb Pfund, hat zusammengerollt ohngefähr die Größe eines Kommißhemds, und kann, wenn der Soldat alles ihm nöthige bey sich führt, doch noch füglich im Tornister getragen werden. Das Auf- und Abschlagen geschieht viel rascher, als gewöhnlich, und der Raum für jedes Individuum ist derselbe, wie bey den alten Zeltern.

Man bedarf also hier nur so vieler Pferde,

wie die Decken und sonstigen unentbehrlichen Feldgeräthschaften fordern, die übrigen sind zu ersparen. Vor dem Eindringen des Regens ist, so viel es bey der Leinwand möglich wurde, gesorgt.

So viel Mann effektive da sind, schlagen auf; was zur Wache kömmt, nimmt seinen Antheil mit, was abkömmt, bringt den seinigen zu. Dies ist mit leichter Mühe ins Werk gestellt.

Aus den vorhandenen Zeltern laßen sich diese genau durch Abänderung darstellen, und die Kosten würden nicht so beträchtlich seyn, daß sie die Hälfte des Ankaufspreises der gesparten Pferde begriffen. Man hat mir bey dieser Erfindung den Einwurf gemacht, (den ich freylich gewissermaaßen voraussah) „der Soldat könne den Ladestock, der zur Armatur gehörig sey, nicht gut zur Zeltstütze hingeben." Allein er bietet sich so bequem zu dieser Absicht dar, der Soldat trennt sich nie von ihm, er bleibt ihm immer zur Hand; wenn er im Zelte ist, braucht er ihn doch nicht, und tritt er hinaus zum Dienst, nimmt er ihn mit. (Man

wird sehen, daß das gar nicht weitläuftig ist.) Was den Gedanken an Ueberfälle betrifft, so will ich, ohne zu erörtern, daß jeder Feldherr wohl durch gehörige Maaßregeln eine zweyte Nacht von Hochkirch abwenden wird, nur bemerken, daß man auf jeden Fall eben so geschwind ins Gewehr kömmt, wie vorher. Indessen hat mich das Gegenargument doch bestimmt, nachzuspüren, in wie weit sich die Anwendung der Ladestöcke abändern laße, und dies führte mich auf die zweyte Idee.

Nach dieser sind die Zelter Rotunden; jeder, es sey Unterofficier, Schütze, Gemeiner, Spielmann, trägt einen Zirkelausschnitt, der ein Pfund acht Loth wiegt. Die Zelter können von sechs bis zu zehn Mann aufgeschlagen werden, und es ist mehr Platz und Bequemlichkeit darin, wie in den alten. Sechszehn leichte Stangen werden am Proviantwagen angebracht und mitgeführt. In dem Fall, daß die Wagen aber nicht da sind, nimmt man bey jedem Zelte ein Kurzgewehr oder zwey Ladestöcke. Hier wird nun der Einwurf sehr geschwächt,

denn einmal werden die Ladestöcke nicht immer gebraucht, und dann, wenn es geschieht, so geben nur etwa von zehen bey den Grenadiers und Füseliers, bey den Musketiers aber, der Kurzgewehre halber, etwa von zwanzigen zweye, sie her. — Hier fallen aber die Gewehrmäntel weg, weil die Gewehre bequem mit unter den Zeltern stehen, und die Ladestöcke können sehr geschwind, im Fall des Allarms, herausgezogen werden, mithin kömmt man gewiß hier weit früher in Reih und Glied, als wenn der Soldat erst aus dem Zelte nach dem Gewehrmantel laufen muß, wo einer den andern hindert.

Diese Zelte können ebenfalls nicht nur aus den alten dargestellt werden, sondern auf 6 Mann wird noch eine Elle weiße und eine halbe Elle blaue Leinwand gespart, was aber wieder auf das erhöhete Macherlohn aufgeht. Die Gewehrmäntel aber wären künftig reine Ersparung.

Das Gewicht dessen, was der Infanterist mehr zu tragen bekäme, beträgt hier um 6 bis 8 Loth weniger, als bey

dem ersten Vorschlage. Wollte man recht scharf kalkuliren, so könnte in Anschlag gebracht werden, daß die Uniformen bey der neuen Veränderung vielleicht die Hälfte des Gegenstandes leichter wiegen, daß die Regendeckel neuer Art mehrere Loth leichter sind, und wenn, wie es verlautet, die Armee andere Gewehre, die weniger schwer sind, erhielt, so wäre der Vorwurf gewiß vernichtet. Wird gesagt, daß künftig der Bursche noch eine Jacke und Ueberhosen bekommen soll, so antworte ich, daß ohnehin viele schon sich diese gehalten haben. Man dulde nur kein unnöthiges, übermäßiges Aufbürden, was besonders wohlhabenden Beurlaubten eigen ist, so wird der Soldat bequem den Zeltstreif fortbringen, und gewiß gern, besonders wenn ihn erst einmal Erfahrung von der Wohlthat desselben überführte.

Uebrigens würde ihm gleich noch mehr abgenommen werden, wenn man sich entschlösse, in der Campagne den Säbel daheim zu laßen. Die Oestreicher haben ihn auch nach der neuen Uniformirung abge-

schafft. Ich weiß, daß im holländischen Kriege die Gemeinen Unzufriedenheit darüber äußerten. Diese schöne Ambition charakterisirt die preußischen Krieger, allein sie nahmen ihr falsches Objekt daher, daß nur einen Theil der Armee es traf. Läßt das ganze Heer den Säbel zurück, so hat Niemand Ursache sich zu beklagen.

Man kann sagen, daß wenn es geregnet hat, die nasse Leinwand schwerer wird. Dies ist jetzt ein großes Uebel und richtet viele Packpferde zu Grunde; allein aus einem einzelnen Antheil läßt sich das Wasser bald drücken. Der Soldat bindet ihn dann auf den Tornister an.

Wenn ein Mann bleibt, gefangen wird, desertirt, so geht sein Antheil verloren, das ist nicht zu ändern; aber da geht ja mehr verloren: er selbst, seine Montur, seine Waffen. Wie ist's denn jetzt, wenn mehrere Packpferde fallen? Uebrigens hindert es nicht im mindesten beym Aufschlagen, es mag fehlen was da will. Man dividirt, excl. der Herren Officiere, in die vorhandene Menschenzahl der Kom-

pagnie mit 10 oder 8, und errichtet so viel Zelter. Bleiben ein oder zwey Mann übrig, so werden sie in zwey Zelter mit aufgenommen, die dann um einen stärker aufschlagen. Sind drey Mann übrig, so schlagen drey Zelter um einen weniger auf, geben die drey Mann dazu, und diese sechs formiren eins für sich. Von 6 bis 10, allenfalls 11 oder 12 Mann kann immer aufgeschlagen werden, mithin ist keine Verlegenheit möglich. Alle Theile sind durchgängig aneinander passend.

Die Wachzelter werden eben so zusammengesetzt, nur müssen sie auf jeden Fall sich der Stangen bedienen. Die Regiments-Artilleristen legen die Stangen zu den ihrigen mit auf das Kanon. Ich halte es auch sonst bey der Artillerie anwendbar. —

Es findet hierbey noch ein Projekt Statt, über welches ich mich aber erst in der Folge näher erklären werde. Mit diesem würden dann etwa 80 Pferde bey jedem Regiment gespart. Diese zu 40 Reichsthaler Einkaufspreis angeschlagen, würden bey der

Mobilmachung der ganzen Armee, etwa mit Einkleidung der Knechte, 2,28000 Reichsthaler ersparet; jährlich an Unterhaltungskosten also, nach einem mittleren Durchschnitt, über 600,000 Reichsthaler. Eine nicht unbedeutende Summe; doch ist die Ersparung nur der geringere Vortheil, die erhöhte Bewegbarkeit und das Soulagement der Soldaten sind die wichtigern.

Die Umänderung würde per Compagnie etwas über 50 Reichsthaler kosten. Damit nun Sr. Königlichen Majestät nicht die ganze Summe bezahlen dürften, wüßte ich auch wohl einen nicht unbilligen Ausweg. Unstreitig gewinnen die Compagniechefs im Felde dabey. Sie könnten es auslegen, und zu den Gewehrgeldern schlagen, dergestalt, daß die Nachfolger den Ersatz machten. Im strengen Verstande kostete es ihnen also nur die jährlichen Zinsen des Kapitals, was beym Beschlag der Pferde fast heraus käme, geschweige, wenn Unglück mit denselben eintritt.

Ich habe meine Erfindung streng geprüft, viele Zeit auf ihre Vereinfachung

und Verbesserung gewandt, auch das Gutachten mehrerer Sachverständigen gehört. Nach meiner Ueberzeugung scheint ihr Nuzzen viele Evidenz zu haben. Es ist also meine Unterthanspflicht, sie dem Staate anzuzeigen. Männer von reiferem Urtheil mögen weiter entscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein guter Kopf, (in der ächten Bedeutung des Worts,) wird bald ein großer General werden können, da der gute Kopf in allem groß zu werden fähig ist, was er mit kräftigem Leben ergreift. Ein schlechter dagegen wird kein großer General, und mag er funfzig Revüen, auch sogar zehn Campagnen beygewohnt haben.

General und Feldherr sollte man unterscheiden. Jener kann als Regimentschef, Inspekteur u. s. w. treffliche Dienste zu leisten vermögen, und zu diesem doch völlig unbrauchbar seyn. Den General kann die Kunst zuziehen, der Feldherr wird ohne angebornes Talent nie vollendet. Er bedarf Kenntnisse, die nur das Genie lehrt, wenn sie gleich das Studium erweitert. Dazu gehört der Umgang mit Menschen aller Art,

und ein gewisser anthropologischer Takt in ihrer Leitung zum Zwecke. Die Helden Plutarchs sind meistens wahre Feldherren. Den muß auch die strengste Kritik dieses Namens dafür erkennen, der im Kampf mit aufrührerischen Pariser Sektionen, mit Völkern am Nil, Oesterreichern und Russen, jedesmal aus der richtigen Behandlung ihres Nationalcharakters Vortheile zog. Das hat sich neuerlich vor der Schlacht von Austerlitz auf's neue bewährt. Es giebt dagegen manche Generale, (von Ruf noch dazu) denen außerhalb der militärischen Schranke alles fremd ist.

Bekanntlich fragte Scipio Afrikanus kurz nach dem Frieden, der der Schlacht von Zama folgte, den Hannibal: wen nennst du den größten Feldherrn? Dieser erwiederte: Alexandern. Wer folgt dann? fuhr Scipio fort. — Pyrrhus. — Wem bestimmst du den dritten Platz? — Mir selbst, sagte Hannibal ohne allen bescheidnen Umschweif.

Scipio, ein wenig verwirrt, fragte nun: wohin würdest du dich aber stellen, wenn du auch mich überwunden hättest? — Vor Alexander und Pyrrhus.

Wenn jemand einem gewissen Eroberer unsrer Zeit die nämliche Frage vorlegte — welchen Rang würde er sich wohl geben?

Es ist freylich leicht, nach einem unvortheilhaften Erfolg, die begangenen Fehler aufzuzählen; sie treten nun als solche auch dann hervor, wenn man sie im glücklichen Fall als vortreffliche Maasregeln gerühmt hätte. Wie würde der viel getadelte Mack, seiner Stellung am Lech halber, gerühmt worden seyn, wäre nicht sein Gegner grade das Schooskind des Genies. Einem Feldherrn, der die Kombination einer solchen allgemeinen Umfassung nicht zu entwerfen fähig war, hätte Mack ohne Zweifel hier viel zu schaffen gemacht, denn er ist ein Mann von Kopf. Es wäre wünschenswerth, seine eigne Vertheidigung zu lesen. Vielleicht ist er schuldloser als es scheint. Wir

kennen die Umstände noch zu wenig. — Der Flug des Falken kann übrigens als solcher kühn zum Aether streben. Der Aar läßt ihn dennoch zurück. Was kann am Ende der Falk dafür, nicht Aar zu seyn?

Die Russen nahmen nach der Begebenheit von Ulm einige Positionen, deren Rücksicht überaus räthselhaft ist. Die erste zwischen Mühldorf und Neu-Oetting, zu einer Zeit, wo Napoleon schon über München hinaus, und ihnen völlig in der linken Flanke stand. Wäre kein Rückzug erfolgt, so konnte das, was am Lech geschah, sogleich wiederhohlt werden. Der Rückzug wäre aber, wie es scheint, zweckmäßiger nach dem Salzburgschen gewesen. Dadurch ward der Paß von Kufstein mit gedeckt, und man blieb mit Tirol in Verbindung. Lebensmittel konnten von Oesterreich aus besorgt werden. Das Terrain ließ eine lange Vertheidigung zu. Die zweyte Armee konnte sich unterdessen nähern, und schwerlich durften die Franzosen es dann wagen, nach Wien vorzugehn, weil

sie dadurch Flanke und Rücken preis gaben. — Eine zweyte Position, in dem nördlichen Elbogen der Donau bey Stein, ist eben so unerklärlich, denn das Vorhaben der Vereinigung erklärt nichts. Man mußte letztre am rechten Ufer der Donau erwarten. Der Wienerwald, die letzten Zweige der Steyermärkischen Gebirge, die in Niederösterreich sich bis hart an die Donau fortsetzen, boten eine Menge sehr haltbarer Punkte dar. Hier waren auch die Wiener Freywilligencorps zur Besetzung der Päße zu gebrauchen; man ward von Ungarn unterstützt, und beherrschte die Kommunikation der Taborbrücken. Aus der großen Stadt erhielt man seine Bedürfnisse im Ueberfluß. Selbst wenn hier die Uebermacht zu gefährlich ward, konnte man sich neben oder hinter Wien aufstellen, und wenn endlich die Kaiserstadt (wegen besorgter Umgehung, der sich aber bey Heiligenkreuz, Baden u. s. w. mächtig entgegen wirken ließ) doch sich selbst überlaßen bleiben mußte, so war ein Rückzug nach der Raab immer dem nach Mähren vorzuziehen. Die Vereinigung mit den

übrigen russischen Korps konnte über Preß-burg vor sich gehn.

Neptun ist bekanntlich dem neuern Liebling des Mars unhold. Nicht so die Najaden der Landgewässer. Das Eis des Sees bey Austerlitz brach, und ließ seine Feinde zu Tausenden versinken. Man sagt, er habe es durch Haubitzgranaten zum Brechen gefördert, was aber unglaubwürdig klingt. Augenzeugen berichten, dies Versinken soll von so schauerlicher Wirkung gewesen seyn, daß von beyden Theilen, so weit man das fürchterliche Ereigniß sah, plötzlich alles Feuern auf mehrere Minuten eingestellt blieb.

Man muß gestehn, daß die Diversion der Landung zu Neapel russischer und englischer Seits vortreflich berechnet ist. Nur konnten in dem früheren Kalkül die so über alle Erwartung schnellen Operationen Napoleons freylich nicht in An-

schlag kommen. (Bey ihrer Voraussicht gäb's jetzt vermuthlich gar keinen Kontinentalkrieg.) Die Wirkung davon zeigt sich schon höchst merkwürdig in dem freyern Spielraum, den der Erzherzog Karl gewonnen hat. Ohne jene Diversion würde sich ihm Massena weit gefährlicher an die Ferse geklemmt haben. Den Fall gedacht, daß die Schlacht von Austerlitz französischer Seits verloren gegangen wäre — wie ständen die Dinge dann jetzt um so gefährlicher, durch Karls Nähe, als die Folge der Diversion. — Man führt bey weitem nicht genug auf diese Weise Krieg mit den Franzosen, und läßt sich vielmehr selbst aller Orten angreifen. In Languedoc oder Roussillon, in der Vendee und Normandie, könnte man bey der brittischen Meeresgewalt Frankreich durch Landungen ängstigen, und die Kräfte spalten. Für den schlimmen Fall schifft man sich wieder ein. — Nun freylich, da sich alles durch so schnelle Triumphe umgewandelt hat, kann die Landung in Italien einen neuen bereiten.

Es ist zeither oft der Wunsch geäußert worden, der steigenden Kultur halber, bey den deutschen Heeren die roheren Körperstrafen eingestellt zu sehen. Man hofft von der Ambition höhere Wirkungen, als von der Furcht, und bezieht sich dabey auf das Beyspiel der Britten *) und Franzosen, die man in dem Betracht schon die allein veredelten Völker genannt hat. Ein sarkastischer Vers heißt:

Dort klimmen sie zur Glorie hinan,
Die Völker auf Bellonens Tempelhügel;
Der Geist der Ehre spornt den Franken an,
Der biedre Deutsche folgt — dem Prügel.

Die Gegenparthey bringt dann auch ihre Argumente zum Vorschein. Oft sind es Gemeinplätze, die als psychologische Notizen gelten sollen. Vielleicht ist es wenigen unsrer Leser bekannt, daß einmal ein berühmter deutscher Philosoph, Herr Professor Meiners, sich mit vieler anmaaßlicher See-

---

*) Auf der englischen Flotte wirkt der Tau indessen noch fort.

lenkunde für die Zauber des Stocks erklärt hat. Und das bey Gelegenheit seiner Reise durch die Schweiz, während der Genfer Unruhen im Jahr 1783. Ich laße die Stelle abdrucken, da sie über den Werth des prophetischen Geistes der Weisen lehrreich ist. S. Briefe über die Schweiz, von C. Meiners, Professor der Weltweisheit auf der Universität Göttingen, zweyte Auflage. Zweyter Theil. Berlin bey Spener 1788. S. 277.

„Unter allen fremden Truppen bewundert man das Regiment Nassau, welches in französischen Diensten ist, am meisten, wegen der schönen Bildung und Gewandtheit der Leute, wegen der Geschwindigkeit und Harmonie in allen ihren Uebungen und Bewegungen, und wegen der strengen Zucht, worunter sie gehalten werden. Zugleich aber bedauert man die Soldaten allgemein wegen der Prügel, oder wie man hier glaubt, wegen der barbarischen Mißhandlungen, die sie von ihren Officieren erdulden müssen. Eine angesehene Magistratsperson aus Genf erzählte mir mit Ausdrücken der lebhaftesten

Theilnehmung und des heftigsten Abscheus, daß ein gemeiner Soldat, er wisse selbst nicht, um welcher Kleinigkeiten willen, funfzig oder noch mehr Prügel erhalten habe. Er glaubte, wie alle kurzsichtige Beobachter, daß eine solche Strenge unnöthig sey; daß durch die häufigen Schläge das zarte Gefühl der Ehre, und alle Liebe zum Vaterlande und zu den Obern nothwendig müsse erstickt, und die Soldaten in seelenlose Maschinen verwandelt werden. Vergebens wandte ich dem Genfer Senator ein, daß die römischen Legionen eben so unbarmherzig wären geprügelt worden, und auch noch jetzt die englischen Matrosen nicht weniger hart gestraft würden, als die teutschen Soldaten, ohne daß dieses ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe den geringsten Abbruch gethan hätte; daß die Ehre eines Soldaten nicht darin bestehe, en Monsieur von seinen Obern behandelt zu werden, oder mit ihnen, oder über sie zu räsonniren, sondern ihnen zu gehorchen, und sich durch keine Gefahren von seinem Posten, oder aus seiner Linie vertreiben zu laßen; daß das Point d'honneur

ein viel zu schwaches Werkzeug sey, als daß man damit den gemeinen Mann, besonders in großen Haufen, regieren könne: daß hingegen körperliche, und jedes kleine Versehen unausbleiblich ahndende Strafen die einzigen Ursachen der im Kriege so nothwendigen Unterordnung, und einer guten Kriegszucht wären, welche vormals die Römer, und jetzo die Teutschen zu Ueberwindern ihrer Feinde gemacht hätten. Die Erfahrung habe schon in diesem ganzen Jahrhundert, am allermeisten aber in dem letzten siebenjährigen Kriege, den großen Vorzug des Stocks vor dem Point d'honneur bewiesen, indem die französischen National-Regimenter oft bey den ersten Schüssen ihrer Feinde durchgegangen seyen, und ihre Officiere allein auf dem Schlachtfelde hätten stehen laßen.*) Dem Mangel von strenger Zucht, verbunden mit der Armuth, Unterdrückung und schlechten Nahrung des gemeinen Mannes

*) Wenn das buchstäblich wahr ist; was wars denn, was die Officiers auf dem Schlachtfelde stehen ließ?

in Frankreich schriebe ich es hauptsächlich zu, warum der König aus seinen Unterthanen fast keine gute Fußvölker mehr zusammenbringen könne, und warum man in den entscheidendsten Augenblicken, und an den gefährlichsten Stellen teutsche, oder schweizerische oder andere ausländische Regimenter brauchen müsse. So unwiderleglich meine Gründe für die teutsche Kriegszucht dem mitleidsvollen Genfer auch waren, so überzeugten sie ihn doch nicht, weil sie alle dem, was er bisher geglaubt und empfunden hatte, zu sehr widersprachen. Fast noch mehr als über meine Räsonnements, wunderte sich der mit der teutschen Kriegskunst unbekannte Genfer darüber, daß ich die Disciplin der in Frankreich dienenden teutschen Truppen noch nicht strenge genug, und durch das ansteckende Beyspiel der Franzosen zu sehr erweicht fand, und daß es in Teutschland mehrere Fürsten gebe, deren Truppen noch besser geübt und härter gehalten würden, als die, welche er so sehr bedauerte und bewunderte. —"

Jeder wird hier seine Bemerkungen fällen können. Was mich anlangt, so glaub' ich: So lange man prügelt, wird man auch prügeln müssen.

Bayerische Staatsbibliothek

in Frankreich schriebe ich es hauptsächlich zu, warum der König aus seinen Unterthanen fast keine gute Fußvölker mehr zusammenbringen könne, und warum man in den entscheidendsten Augenblicken, und an den gefährlichsten Stellen teutsche, oder schweizerische oder andere ausländische Regimenter brauchen müsse. So unwiderleglich meine Gründe für die teutsche Kriegszucht dem mitleidsvollen Genfer auch waren, so überzeugten sie ihn doch nicht, weil sie alle dem, was er bisher geglaubt und empfunden hatte, zu sehr widersprachen. Fast noch mehr als über meine Räsonnements, wunderte sich der mit der teutschen Kriegskunst unbekannte Genfer darüber, daß ich die Disciplin der in Frankreich dienenden teutschen Truppen noch nicht strenge genug, und durch das ansteckende Beyspiel der Franzosen zu sehr erweicht fand, und daß es in Teutschland mehrere Fürsten gebe, deren Truppen noch besser geübt und härter gehalten würden, als die, welche er so sehr bedauerte und bewunderte. —"

Jeder wird hier seine Bemerkungen fällen können. Was mich anlangt, so glaub' ich: So lange man prügelt, wird man auch prügeln müssen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bülow, Adam Heinrich Dietrich <<von>>,

Annalen des Krieges und der Staatskunde Miszellen und Episoden

Bd.: 1

Berlin (1806)

Mil.g. 3-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10594491-5